Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von **R. Emde, Bremen,** und **D. M. Fischer, Berlin.**

41. Jahrgang.

1908 **Berlin-Bremen, den 19. August.** Nr. 34

Erscheint jeden Mittwoch. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Die Schweiz im Frührot. (Gedicht.) — Was darf der evangelische Geistliche in unserer Zeit von seiner Gemeinde erwarten? I. Von R. Spaeth. — Alte Jenenser. II. Von H. Freytag. — Turnkünste. Von Saxo. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Die Schweiz im Frührot.

(Morgen-Psalm.)

Sind die Sterne am Verglühen
Hoch am duft'gen Himmelszelt,
Nicht mehr Schlummer, nicht mehr Ruhe
Mich auf meinem Lager hält.
Auf! Sie locken mich zum Wandern,
Wandern sie doch Nacht für Nacht,
Und zum Abschied sendet strahlend
Einen Gruß mir ihre Pracht.

Guckt dann über'n Berg die Sonne,
Steh' ich schon auf Felsen jäh,
Grüße sie, das Herz voll Wonne,
Daß erdröhnt die Felsenhöh'.
Und mit feurigem Entzücken
Glüht ihr gold'nes Flammenaug',
Über die noch stille Erde
Weht der Ewigkeiten Hauch.

Was darf der evangelische Geistliche in unserer Zeit von seiner Gemeinde erwarten?

Vortrag in der II. Sektion des Protestantenvereins, gehalten in Hildesheim am 24. April 1908

von R. Spaeth, Pastor prim. der Erlöserkirche in Breslau.

Vor Jahresfrist hat in dieser Sektion Professor Dr. H. Geffken das Thema behandelt: „Was fordert die moderne Gemeinde von ihrem Pfarrer?"*) Aus Laienmunde ein sachkundiges, kraft- und gehaltvolles Zeugnis über die rechte Stellung des geistlichen Amtes zu den Bedürfnissen und Forderungen einer neuen Zeit, von hoher Warte einer umfassenden Geistesbildung und vielseitigen Welt- und Lebenserfahrung ein lauter, scharfer Wächterruf in den Kreis der Hüter des Heiligtums, die sich vielfach gar zu sicher fühlen und nach einem scheinbar unverbrüchlichen Gesetze der Geschichte meist zu spät erst gewahr werden, daß zwischen ihrer Ideenwelt und dem unaufhaltsam weiterflutenden Geistesleben ihres Volkes eine tiefe Kluft gähnt.

Der Herr Referent des vorigen Jahres schloß seinen beherzigenswerten Appell an die Geistlichkeit mit der Erklärung, daß seine notwendigerweise einseitigen Ausführungen die weitestgehende Ergänzung durch die Beantwortung der Frage verlangen: Was hat der moderne Pastor von seiner Gemeinde zu fordern? Ein Vortrag, der nicht von einem Laien, sondern von einem Geistlichen gehalten werden müßte! In der Tat, die Forderungen der Gemeinde an ihren Pfarrer verlangen als Korrelat auch gewisse Ansprüche des Geistlichen an die Gemeinde. Sie sind ja beide aufeinander angewiesen. Niemals ist der eine Teil der nur Gebende, der andere der nur Empfangende; wenigstens auf evangelischem Boden nicht. In der Priesterkirche lösen sich beide Fragen auf die einfachste Weise: die Gemeinde, soweit man dort überhaupt von ihr als selbständigem Organismus reden darf, hat keine Forderungen an den Klerus zu stellen, sondern nur zu empfangen, was Priesterhänden aus göttlicher Vollmacht zu spenden beliebt, und die Priesterschaft ist mit ihren Forderungen an die Gemeinde, das heißt an die Gesamtheit der Kirchenglieder, schnell fertig: sie fordert unbedingten Gehorsam, rückhaltlose Unterwerfung unter die supranaturale Autorität, die kein Anzweifeln des beschränkten Untertanen-, d. h. Laienverstandes, duldet! Ganz anders da, wo der Geist des Evangeliums Jesu Christi die Ketten priesterlicher Bevormundung gesprengt und mit dem Losungswort des allgemeinen Priestertums der gläubigen, auch der nicht theologisch geschulten Gemeinde das Recht des Apostelwortes wieder eingeräumt hat: „Prüfet alles und das Gute behaltet." (1. Thess. 5, 21.)

Allerdings hat sich die von Professor Geffken formulierte Frage eine kleine Umwandlung gefallen lassen müssen. Aus dem „modernen Pastor" ist in der Fragestellung unseres heutigen Themas „der evangelische Geistliche in unserer Zeit" geworden. Ganz sicher aus guten Gründen. Das Schlagwort „modern", unter dem freilich nur allzu oft altehrwürdiger Urväterhausrat, in etwas neuer Verbrämung aufgeputzt, in unsere neumodischen Wohn- und Studierstuben, Kirchenhallen und Hörsäle einzieht, hat gerade auf dem Gebiet des kirchlich-religiösen Lebens einen ganz besonderen Sinn erhalten. „Modern" ist eine Parteischablone geworden, mit der man eine gewisse Richtung der religiösen Auffassung und theologischen Denkweise stigmatisieren und, soweit möglich, vor den berufenen Vertretern des offiziellen Kirchentums diskreditieren will. Wir sind nun zwar in diesem Kreise wohl alle entgegengesetzter Meinung. Wir scheuen die Bezeichnung „moderner Pfarrer" nicht nur nicht, sondern nehmen sie als einen Ehrentitel für uns in Anspruch; uns ist es ein

*) Vergl. Protestantenblatt 1907, Nr. 50, 51, 52.

furchtloses Bekenntnis zu der Tatsache, daß wir durchaus nicht gewillt sind, Mumien längst vergangenen, abgestorbenen Glaubenslebens ängstlich zu konservieren, und alte, vergilbte Dokumente früherer großer religiöser Epochen grammophongleich zu dem heutigen Geschlecht reden zu lassen. Allein bei unserer Frage handelt es sich zweifellos nicht nur um die der modernen Richtung huldigenden Pfarrer, sondern um alle Diener der Kirche ohne Unterschied ihrer gesamten Geistesrichtung und theologischen und kirchlichen Parteistellung. Wie die Gemeinde an sie alle ihre Forderungen zu stellen hat, so haben auch sie alle irgend etwas von ihrer Gemeinde zu verlangen.

Aber hier begegnet uns die zweite Umbiegung des von Professor Geffken formulierten Themas. Aus dem „fordern" ist die bescheidenere Frage geworden: Was darf der evangelische Geistliche in unserer Zeit von seiner Gemeinde e r w a r t e n? In dieser Verbindung sicher ein mehrdeutiger Ausdruck, der übrigens durchaus der gegebenen Sachlage entspricht. Denn das Wort „erwarten" löst in diesem Zusammenhange zwei verschiedene Fragen aus: Was darf der Geistliche heute in seiner Gemeinde voraussetzen, als gegeben und erreichbar annehmen und erhoffen? und die andere: Was darf er von ihr wünschen, verlangen, fordern? Jene nur durch Empirie, d. h. durch Erforschung der Erfahrungstatsachen zu lösende Frage und diese ethisch-pädagogisch, d. h. nur von sittlich-erziehlichen Grundsätzen und Forderungen aus zu beantwortende Frage greifen in der Wirklichkeit ganz und gar ineinander. Auf der Linie der ersten Frage liegen die von verschiedenen Seiten in jüngster Zeit mit großem Eifer unternommenen Versuche, eine religiöse Volkskunde*) zu geben und eine praktische Psychologie des religiös-sittlichen Lebens zu erarbeiten.**) Eine auch nur einigermaßen eingehende Erörterung dieses Problems im Rahmen des heutigen Vortrages verbietet sich von selbst; schon darum, weil ohne genau spezialisierende Behandlung der tatsächlichen Erscheinungen des religiösen Volkslebens in den verschiedenen Gegenden unseres engeren und weiteren Vaterlandes wie in den verschiedenen Schichten und Kreisen des Volksganzen keinerlei befriedigende Resultate gewonnen werden können. Dagegen wird es im weiteren Verlaufe unserer Arbeit dann und wann erforderlich sein, gewisse typische Züge der religiösen Wirklichkeit in unserem Volksleben aufzuzeigen und an sie unsere Erörterungen anzuknüpfen. Die zweite Frage aber nach den sittlich-erziehlichen Postulaten, welche der heutige Geistliche an seine Gemeinde zu stellen berechtigt ist, hat, soviel ich weiß, abgesehen von dem unleugbar bahnbrechenden Buch Sulzes „Über die evangelische Gemeinde", kaum eine eingehendere Behandlung gefunden, und doch wird sich diese Frage um so weniger abweisen lassen, je eifriger unsere Kirchenbehörden in ungezählten Erlassen, Synodal- und Konventsbescheiden den Geistlichen immer aufs neue einschärfen, was die von ihnen zu versorgenden Gemeinden von ihnen zu fordern haben, je unumwundener die Kirchengemeinden selbst, ja neuerdings auch mit besonderer Schärfe, die der Landeskirche zum mindesten recht gleichgültig und mißtrauisch, vielfach aber geradezu feindselig gegenüberstehenden Gemeinschaften durch ihre geistgesalbten und erleuchteten Wortführer den landeskirchlichen Pastoren vorhalten, was gerade die gläubigen Kreise der Gemeinden von ihnen zu verlangen das gute Recht und die heilige Pflicht haben.*) Sind die Geistlichen und die Gemeinden aufeinander angewiesen und, wie wir bisher in der Landeskirche glaubten, auch von Gottes und Rechts wegen füreinander da, so wird es nun vielleicht an der Zeit sein, auch einmal der Gegenfrage etwas schärfer ins Auge zu blicken: Wenn ihr so hohe, gewaltig schwer zu erfüllende Forderungen an die Pastoren stellt, was haben dann wir Pastoren auch von euch, den Gemeinden, zu erwarten, d. h. zu wünschen, zu verlangen, zu fordern? Daß es sich hierbei um ideale Forderungen handelt, die nicht so leicht in nächster Zeit, vielleicht hienieden nie ganz erfüllt werden, versteht sich, wie bei der Gegenfrage, ganz von selbst. Wir werden zufrieden sein dürfen, wenn durch gegenseitige Aussprache und wachsende gegenseitige Verständigung beide, Geistliche und Gemeinde, dem Ideal Schritt für Schritt allmählich etwas näher kommen, um so in gemeinsamem Zusammenwirken die gottgewollte Mission des Evangeliums Jesu Christi zu erfüllen: die Durchsetzung des Reiches Christi in der Menschenwelt.

I.

Als nicht ganz nebensächlich, wenn auch an der Peripherie liegend, will ich die finanzielle Seite unserer Frage nur ganz kurz streifen. Mag Kutter in seinem erschütternden Buch „Wir Pfarrer" mit noch so viel idealem Recht und sittlichem Pathos in unerbittlicher Konsequenz seines radikalen Standpunktes uns Pfarrern ins Gewissen hineinrufen: Rein ab vom Mammon, wider den Kapitalismus, stellt euch ganz auf die Seite der Armen — es hieße doch ebenso sehr die gesellschaftliche Bedeutung wie die kulturelle Aufgabe des evangelischen Pfarrerstandes völlig verkennen, wollten wir nicht dankbar es als einen Fortschritt begrüßen, wenn heute in wachsendem Maße das Pfarramt durch zeitgemäße Regelung des Einkommens, durch pekuniäre Sicherstellung von den drückendsten Sorgen um das tägliche Brot befreit und in seiner geistlichen Wirksamkeit von Mammons-Rücksichten mehr und mehr unabhängig gestellt wird. Nichts wertvoller für uns, als wenn die Gemeinden und die Landeskirche als Ganzes durch diese ihre Fürsorge für den geistlichen Stand selber an der Überwindung des gefährlichen Vorurteils mitarbeiten, als redeten wir jedes Wort und vollzögen jede Amtshandlung doch nur gegen Bezahlung, daher denn auch um so besser, je höher, um so schlechter, je geringer der zu erwartende Gewinn sei. „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert," das gilt nach unseres Heilandes Willen (Luk. 10, 7) und nach der Apostel Meinung (1. Tim. 5, 18) auch von seinen Boten, die er in die Welt gesandt hat und die im Dienste seines Wortes stehen. Damit haben die Ansprüche der Geistlichen auf eine äußerlich gesicherte Existenz ihre sittliche Legitimation erhalten, und wir könnten ohne weiteres über dieses von Sulze mit erquickender Offenherzigkeit und schneidender Schärfe behandelte Gebiet der Geld-, Gehalts- und Gebührenfrage im geistlichen Stande hinweggehen, wenn uns hier nicht gleich ein überaus wichtiges prinzipielles Bedenken entgegengebracht würde, welches, wenn berechtigt, allerdings jeglicher Forderung des Geistlichen an seine Gemeinde den Boden völlig entziehen würde! Man sagt uns heute von den verschiedensten Seiten mit aller wünschenswerten Deutlichkeit: Ja, jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert, aber ihr leistet überhaupt keine Arbeit in dem allein heute gültigen Sinne einer produktiven, d. h. irgend welche Güter erzeugenden, zweckvollen und vernunftgemäßen Tätigkeit. Ihr Geistlichen, ihr Pfaffen, und zwar ohne Unterschied der Konfession, seid die eigentlichen Drohnen der heutigen Gesellschaft. Schließt eure Kirchen zu oder öffnet noch lieber ihre prachtvollen, heute so nutzlosen

*) F. Niebergall: Wie predigen wir dem modernen Menschen? I. Teil 1902. II. Teil 1906. Tübingen.
P. Drews: Evangelische Kirchenkunde. II. Teil: M. Schian: Das kirchliche Leben der evangelischen Kirche der Provinz Schlesien. Tübingen 1903.
W. Wolff: Wie predigen wir der Gemeinde der Gegenwart? Gießen 1904.

**) Wrede in den Vorträgen und Studien: Der Prediger und sein Zuhörer. Tübingen 1907. Als Programm einer Erweiterung der praktischen Theologie gefordert.

*) Flugblatt der schlesischen Gemeinschaften: „Was wir Gemeinschaftsleute von den Pastoren erwarten." Ein bleibend wertvolles Zeugnis von pharisäischem Hochmut auf der einen und von theologischer Rückständigkeit und Beschränktheit auf der anderen Seite.

Räume praktisch nutzbaren Zwecken, z. B. der Volksunterhaltung oder Volksbildung und Erziehung — man wird euer Fehlen nicht spüren, eure Untätigkeit wird keine Lücke im Arbeitsbetriebe des Volksganzen bedeuten. Eure Zeit ist abgelaufen. Die Menschheitsgeschichte ist über euch und euer armseliges Lebenswerk zur Tagesordnung übergegangen. Das erste also, was grundsätzlich zu bestreiten ist, ist jegliche Forderung eurerseits auf irgendwie bemessene Subsistenzmittel, ja, euer Existenzrecht überhaupt!

Diese schwerwiegenden Einwürfe und harten Angriffe sind nicht ohne weiteres leichter Hand zu entkräften und abzuschlagen mit der Erwägung: die so reden, sind ja doch ungläubige Leute, Kirchenfeinde, Gegner des Christentums und Religionsverächter, mit denen wir es ja doch gar nicht zu tun haben. „Die Toren sprachen ja immer in ihrem Herzen: es ist kein Gott“ — und daran ist die Religion nicht zuschanden geworden und die Kirche nicht zugrunde gegangen; also laßt sie doch machen, laßt sie reden! Wir wollen ja auch von ihnen nichts; wir behandeln ja nur das Verhältnis der Geistlichen zu ihren Gemeinden! Allein sind das nicht zu allermeist getaufte und auch konfirmierte Christen, die in unseren Tagen dem geistlichen Amte rücksichtslos jedes Daseinsrecht absprechen? Wollten wir diese Menschen nicht einst in die volle Gliedschaft unserer landeskirchlichen Gemeinden einführen? Sollten sie nicht unsere Mitarbeiter am Aufbau des Gottesreiches auf Erden in ihren Häusern und Familien, in unseren Kirchen und Gemeinden werden? Und der Zeitraum weniger Jahre hat genügt, um aus diesen einst willigen und lernbegierigen jungen Christen die ausgesprochensten Gegner des christlichen Glaubens und kirchlichen Lebens zu machen, die „Zielbewußten“, die dem geistlichen Amte und seiner Wirksamkeit je eher, je lieber den Lebensfaden abschneiden möchten. Gibt uns das nicht zu denken? Drängt sich uns da nicht unabweisbar die Frage auf, welches Maß von Schuld an diesen überaus traurigen Erscheinungen unseres heutigen christlich-kirchlichen Lebens die Kirche selbst und ihre Diener insbesondere trifft? Man hat mit Anklagen gegen die Einrichtungen der Kirche und die Unzulänglichkeit ihrer Organe, namentlich in jüngster Zeit, nicht gespart, und es wäre in der Tat nur zu wünschen, daß die unerbittlich scharfe Kritik unserer heutigen kirchlichen Zustände, die sich in den verschiedenartig formulierten Forderungen der Gemeinden an ihre Geistlichen verdichtet hat, von diesen allen ohne Ausnahme recht gründlich erwogen und ernstlich beherzigt werden möchte. Aber bei alledem nötigen doch jene Tatsachen des modernen religiösen Lebens auch zu der anderen Frage: Sollte denn die Hauptursache nur in der Person der Geistlichen zu suchen sein? Sind nicht am Ende auch Umstände und Verhältnisse dafür verantwortlich zu machen, deren Umgestaltung gar nicht im Machtbereich der Pastoren liegt, sondern vielmehr am guten Willen und ernstlichen Bemühen der Gemeinde selber hängt? Erheben sich nicht von hier aus recht wichtige und einschneidende Wünsche und Forderungen, die die Geistlichen an ihre Gemeinden zu richten nicht bloß ein Recht, sondern geradezu die sittliche Pflicht haben?

Um von dem Äußeren zum Inneren fortzuschreiten, beginnen wir mit der Gemeinde nach ihrer äußeren Gestaltung und Organisation. Scharf scheidet sich in dieser Beziehung Stadt und Land. Wo noch nicht die qualmenden Fabrikschlote die Kirchtürme überragen und das Schnauben und Stampfen der Maschinen die feierliche Stille der nur leise atmenden Natur zerstört, wo also die Industrie noch nicht ungeheure Menschenmassen auf kleinem Raume zusammengepfercht und ungesunde sanitäre und wirtschaftliche Zustände geschaffen, da haben wir es auf dem Lande zu allermeist mit klaren, übersichtlichen Verhältnissen in Kirchengemeinden von bescheidenem Umfange zu tun. Auch bei räumlicher Ausdehnung der Parochie über weitere Gebiete hat der Pastor bei mancher Unbequemlichkeit seines Amtes daselbst doch in seiner Gemeinde ein scharf umgrenztes, jeden Augenblick zugängliches und übersehbares Arbeitsfeld vor Augen, auf dem er, wenn er nur will, reichliche Saat ausstreuen und manche erfreuliche Ernte einheimsen kann. Nur dort werden dem Landpastor die unbedingt notwendigen Voraussetzungen für eine befriedigende Amtswirksamkeit fehlen, wo durch die Eigenart der geschichtlichen Entwickelung oder neuzeitlicher Umstände seine Gemeinde zu einem Zwerggebilde zusammengeschrumpft ist, dem gegenüber eine volle Manneskraft in stumpfer Resignation auf jede freudige Betätigung allmählich immer Verzicht leisten muß. Es sind nicht bloß für das landeskirchliche Finanzwesen, sondern auch für den Pfarrer selbst wenig erfreuliche Zustände, wenn in der Provinz Sachsen z. B. von 1577 Stellen 386 Pfarrstellen 600—1000 Seelen, 384 aber sogar weniger als 600 Seelen zählen. Nicht ganz so schlimm liegen die Verhältnisse in Schlesien, wo unter 895 Pfarrstellen immerhin noch 148 Stellen mit weniger als 1000 Seelen und 80 Stellen mit weniger als 600 Seelen vorhanden sind. Kein Zweifel, hier läge es nicht nur im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit zwischen den Gehaltsansprüchen der Geistlichen und dem Umfange ihrer Amtsarbeit, sondern in ihrem eigensten Interesse selbst, daß gar zu kleine Gemeinden miteinander verschmolzen oder die Verwaltung zweier solcher Zwerggemeinden einem Pfarrer überwiesen werden sollten — eine Forderung, deren Durchführung allerdings in erster Linie Sache der kirchlichen Behörden und der synodalen Instanzen sein wird.

Schon etwas anders gestalten sich die Verhältnisse in kleinen und mittleren Städten, in denen meist zwei oder mehrere Geistliche ihres Amtes zu walten haben. Altehrwürdiges Herkommen, tief eingewurzelte Vorurteile, kläglich abgestumpfte Gewohnheit hemmen da in zahllosen Fällen die freudige Amtswirksamkeit des einen oder anderen, nicht selten sogar aller nebeneinander amtierenden Geistlichen. Die Gemeinde, d. h. die Leute, auf die es ankommt, die Creme der Gesellschaft, wünscht natürlich zu jedem Amtsdienst den Herrn Superintendenten oder den Herrn Oberpfarrer, für den anderen oder die anderen bleiben dann die Brosamlein übrig, die ihnen im ausgefahrenen Geleise der traurigsten aller geistlichen Amtsdienst-Ordnungen, des Wochendienstes, dann und wann zufallen. Aber eine Gemeinde im eigentlichen Sinne hat dieser zweite oder dritte Amtsbruder überhaupt nicht, und soll sie auch nicht haben — aus sehr stichhaltigen Gründen: wegen des Ansehens des Amtes und der nicht zu verachtenden Nebeneinnahmen und Liebesgaben.

Naturgemäß verschärfen sich diese Schwierigkeiten in den rasch anwachsenden Gemeinden der Industriezentren und in den größeren und Großstädten mit ihren unförmlich wachsenden Parochien und ihren dem eigentlichen Bedürfnis der Riesengemeinden längst nicht mehr entsprechenden kirchlichen Einrichtungen und gottesdienstlichen Stätten. Der „Catholizismus naturalis“, der nach Niebergalls treffendem Ausdruck auf dem Lande und in kleineren Städten die Hunderte zum Abendmahl zwingt, macht sich zwar nach unseren Erfahrungen zu gewissen Zeiten besonders, wie in der Weihnachts- und Passionszeit, auch in den Großstädten außerordentlich stark geltend. Aber dieses gelegentliche massenhafte Zuströmen der Tausende zu unseren Kirchen kann uns über die andere Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß sich in den Massengemeinden der Industrieorte und Großstädte eine Scheidung vollzieht, weil „die überwachende Sitte und die Notwendigkeit, sich mittels des Kirchenbesuches als kreditwürdiger Mensch auszuweisen“ (Niebergall S. 93) für Tausende und Abertausende in diesen Gemeinden fortfällt.

Man braucht noch gar nicht einmal an Berliner Zustände zu denken, schon Kirchgemeinden, wie wir sie

neben anderen Großstädten in Breslau haben, von 30.000 bis 50.000 Seelen, bieten an sich durch ihre Unübersichtlichkeit und Undurchdringlichkeit den Geistlichen die allerschwersten Hemmnisse jeder gesegneten, erfreuenden und fruchttragenden Amtswirksamkeit. Es bleibt unseres Dresdener Freundes D. Sulze unvergängliches Verdienst, mit allem Ernst, freilich auch mit all der Einseitigkeit, die eine neue, große und wichtige Idee zu ihrer Durchsetzung erfordert, auf diese Schäden unseres modernen kirchlichen Lebens hingewiesen und den Finger auf eine der schlimmsten Wunden evangelischen Kirchentums gelegt zu haben. Ich kann es mir hier wohl versagen, auf die inzwischen allgemein bekannt gewordenen Reformideen Sulzes näher einzugehen. Manche seiner mit hinreißender Begeisterung uns vorgezeichneten Ideale haben sich im Laufe der inzwischen vergangenen 17 Jahre als Utopien erwiesen, nicht wenige seiner praktisch nüchternen Reformvorschläge sind, soviel ich orientiert bin, in Dresden selbst bis heute unausgeführt geblieben (so die Erbauung von Bethäusern für jede Seelsorge-Gemeinde, die allgemeine Durchführung der Presbyterwahlen und der Hausväterverbände), aber der eigentliche Kern seiner gesunden reformatorischen Gedanken hat sich in erfreulichster Weise mehr und mehr durchzusetzen begonnen, sogar bei unseren von konservativen Tendenzen beherrschten Kirchenbehörden: namentlich die Durchführung der Seelsorge-Bezirkseinteilung innerhalb der unübersichtlichen Massengemeinden und die unbedingte Forderung einer zielbewußten Mitarbeit der Gemeinde an ihrem kirchlichen und sittlich-religiösen Leben.

Hier kommt zunächst die erste Forderung in Betracht. Wo die Bezirkseinteilung großer Gemeinden noch nicht durchgeführt ist, da muß ich dies für eine der allerersten und dringendsten Wünsche des Geistlichen in unserer Zeit an seine Gemeinde erklären. Ich weiß sehr wohl aus einer fünfzehnjährigen Amtswirksamkeit in Großstadtgemeinden, daß die Einrichtung von Seelsorgebezirken durchaus nicht das Zauberwort ist, das mit einem Schlage alle die die pastorale geistliche Arbeit einschnürenden Ketten und abschließenden Riegel sprengt. Ich weiß, daß es sich für die Berufsfreudigkeit unserer Geistlichen um viel tiefer liegende Probleme, als bloß um äußerliche Gemeindeorganisationsfragen handelt. Aber ebenso sicher ist mir, daß in modernen Massengemeinden der erste Schritt zur Gesundung der sonst unerträglichen kirchlichen Zustände die Zuweisung eines bestimmten, abgegrenzten Gemeindebezirkes an den einzelnen Geistlichen sein und bleiben muß. Erst so können wir überhaupt wieder von dem Thema, das uns gestellt ist, reden: Was hat der Geistliche von seiner Gemeinde zu erwarten? Der Kundschaftspastor, der bei seinen Amtsgängen eigentlich immer nur auf Raub und Seelenfang ausgeht, ist durch Sulzes treffende Charakteristik dem Gespött aller denkenden evangelischen Kreise der kirchlichen Öffentlichkeit preisgegeben und sollte vom Erdboden völlig verschwinden. Aber eben dazu muß der Pastor wissen, welcher Umkreis von Parochialangehörigen seiner besonderen geistlichen Fürsorge zugewiesen, in welche Häuser ihm als dem zustehenden Geistlichen ohne weiteres, ohne jeden Anstoß nach oben und ohne jedes ängstliche Ausschauen nach rechts oder links, der Zugang aufgeschlossen ist. Und ebenso müssen die in diesem Umkreise der Parochie Wohnenden oder auch neu Hinzuziehenden nach kurzer Zeit erfahren können, an welchen Pastor sie mit ihren Anliegen sich zu wenden, bei wem sie sich Rat und Hilfe zu holen, an wen sie sich in erster Linie seelsorgerlich anzuschließen haben. Daß freilich die rein lokale Abgrenzung der Bezirke bei ihrer notwendigerweise willkürlichen und zufälligen Gestaltung nicht ein unübersteigliches Hindernis für die Bildung persönlicher seelsorgerlicher Beziehungen über ihre Grenzen hinaus werden darf, versteht sich von selbst. Ausnahmen von der Regel sind von Sulze selbst als berechtigt anerkannt und noch vielmehr durch die inzwischen eingeführte Praxis vieler großstädtischer Gemeinden als unabweisbar erwiesen worden. Zudem liegt es in der Natur unserer heutigen kirchlichen Zustände, welche die Erbauung von Kirchen oder Bethäusern für je 3000—5000 Gemeindeglieder bis auf unabsehbare Zeit ohne weiteres ausschließen, daß in dem gemeinsamen Gemeindegottesdienst in der Parochialkirche ganz von selbst die Schranken der Seelsorgebezirke durchbrochen werden. Da wird sich um jeden Geistlichen eine mehr oder weniger eng zusammenhaltende Personalgemeinde bilden und bilden müssen. So berechtigt die scharfe, vernichtende Kritik Sulzes an dem heutigen Personalgemeindetum in vielen seiner betrübenden Erscheinungen sein mag, dadurch wird doch die Tatsache nicht aus der Welt geschafft, daß sich naturnotwendig zwischen Prediger und Hörer ein rein persönliches Verhältnis anbahnen muß. Mit Recht sagt Niebergall (II, 162): „In kleineren Gemeinden läßt der weniger eigenartig entwickelte Geschmack oder die Stärke des Bedürfnisses nach Erbauung manchen zu einem ganz anders gearteten, ja oft recht verschiedenen Prediger gehen, während nur die wegbleiben, die in einem absoluten Gegensatz zu ihm stehen. In der Stadt spitzt sich die Hörerschaft immer mehr zur Personalgemeinde zu, wenn auch ein großer Teil immerhin durch unpersönliche Momente zu diesem oder jenem Prediger kommt.“ Hierin aber vermag ich durchaus nicht etwas Unerfreuliches oder gar Schädliches für unsere geistliche Amtswirksamkeit zu sehen. Auf den ersten Blick scheint es ja wohl eine sehr ideale Forderung zu sein, daß die Person des Geistlichen hinter der von ihm vertretenen großen Sache, seine kleine Individualität völlig hinter der generellen Bedeutung seiner Verkündung zurücktreten, also auch der Gemeinde es ganz gleich sein soll, ob dieser oder jener Prediger in der Kirche, auch auf der Kanzel den Botschafterdienst Christi verrichtet. Und ebenso müßte es demnach dem Geistlichen ganz gleichgültig sein, ob diese oder jene Menschen, Bekannte oder gänzlich Unbekannte, ihm Fern- oder Näherstehende, regelmäßige oder seltene Gäste im Gotteshause zu seinen Füßen sitzen und seinem Zeugnis lauschen. Allein, sobald wir erkannt haben, daß nicht kunstvolle Sprechmaschinen oder geübte Deklamatoren die geeigneten Medien sind, um in einer Gemeinde religiös-sittliches Leben zu wecken und lebendig zu erhalten, sondern daß nur von Person zu Person der geheimnisvolle Kontakt zur Erzeugung andächtiger Stimmung und bewußter Willensentscheidung zustande kommt, sobald werden wir auch anerkennen müssen, daß die Persönlichkeit des Geistlichen die eigentlich entscheidende Instanz für alle seine Amtswirksamkeit, besonders auch für seine Predigttätigkeit, ist, und es daher auch für ihn vor allem darauf ankommt, die für seine Einwirkung empfänglichen und geeigneten Persönlichkeiten zu finden und um sich sammeln zu können.

Aber damit stehen wir vor einer Reihe neuer Fragen, bei denen es sich um speziellere Wünsche und Forderungen des Geistlichen an seine Gemeinde handeln wird.

Alte Jenenser. II.

Eine nachträgliche Plauderei zum Universitätsjubiläum.

2. Johann Gerhard.

„Das war ein Mann, vor dem ich Achtung habe. Wenn rings um ihn die Professoren schlemmten und lieber durch Gelage ihrer Schutzbefohlenen anstatt durch Arbeit sich ihr Brot verdienten, ging er den Guten als ein Allerbester in Zucht und Sitte voran; an ihm rankte sich empor, wer zum Lichte der Wissenschaft gelangen wollte; er war das verkörperte Vorbild des Jenaer Professors“, so vernimmt es Dr. Elster,

der Herausgeber der Festzeitung zur 350jährigen Universitätsfeier, von der wissenden Dryade auf der anno 1664 gepflanzten Linde am Fürstengraben zu Jena. Johann Gerhards Lob ist es, das die Baumnymphe singt. Und sie hat nicht zu hoch gesungen. Welch' eine Gelehrtenfigur voll innerlichen Friedens in einer unsagbar traurigen Zeit, mitten in den Schreckensjahren des 30jährigen Krieges, dazu reich an Schätzen der Weisheit, wo weithin die Wissenschaft zu verarmen und ihrer hohen Bestimmung untreu zu werden drohte. Freilich, wer kennt heute nicht Paul Gerhardt, den deutschen Psalmisten, wie wenige aber kennen den namensverwandten Dogmatiker aus dem alten Jena; und doch strahlte einst gar hell sein Ruhm und zog viele Studierende von fernher in seinen Lichtkreis hinein, als sich das Wirken des sangeskundigen Namensvetters und Zeitgenossen nur erst noch im Verborgenen abspielte. Ihm, dem Erztheologen des Jahrhunderts, als den man ihn feierte, war es nicht zum wenigsten zu verdanken, daß die alma mater an der Saale sicut rosa inter spinas: wie eine Rose unter Dornen blühte. — Gerhard stammte aus einem Patrizierhaus in Quedlinburg. Die rührende Liebe, mit der er an seiner Mutter hing, erinnert an die Zärtlichkeit, mit der ein Hutten seinem Mütterlein zugetan gewesen. Er hatte erst Medizin studiert, um sich dann einem Gelübde und dem Zuge seines Herzens folgend der Theologie zu widmen. Mehrmals hat ihn in seinen jungen Jahren Krankheit gepackt und einmal hatte er schon sein Testament gemacht. Doch sollte sein Leben aufgehoben bleiben zu gesegnetem Tun. Ja, wenn er auch von zarter Körperbeschaffenheit gewesen sein mag, ein Mann, dem man nachgerechnet hat, daß er allein gegen 10.000 Briefe geschrieben hat, muß etwas „Handfestes" besessen haben. Von Marburg, wo er vorübergehend geweilt, kehrt er 1605 in das geliebte Jena zurück, damit zugleich einen mütterlichen Lieblingswunsch befriedigend. Dort hat er schon bei seinem ersten Aufenthalt nach herrschendem Gebrauch philosophische Kollegs gelesen; galt doch die Philosophie noch immer als die Magd der Theologie. Seine erste Predigt aber hat er in dem freundlichen Dörfchen, das unter der Kunitzburg liegt, gehalten. Mit 23 Jahren wird er als Superintendent und Gymnasialdirektor in das jetzt meiningische Städtchen Heldburg berufen. Er lehnt zunächst ab. Es geht ihm, wie weiland dem Propheten Israels: Ach, Herr; ich tauge nicht; denn ich bin zu jung (Jeremia 1, 6). Da bedeutet man ihn dahin: nicht seine Person, sondern die Sache stehe in Frage! Aber erst, nachdem seine Mutter eingewilligt, die, noch in Quedlinburg ansässig, ihn freilich „gern näher" gesehen hätte, nimmt er den ehrenvollen Ruf an. Mit dem theologischen Doktortitel geschmückt, den er sich rasch noch in Jena erworben, tritt er in sein neues Amt ein. Um aber sein Pfarrhaus voll auszugestalten, tritt er alsbald auch in den Ehestand. Aus Weimar holt er sich sein „Frauchen"; denn anders können wir seine Gattin, eine geborene Neumeier, Stieftochter eines Jenaer Rechtsprofessors, nicht bezeichnen, zählte sie doch bei der Vermählung noch keine fünfzehn Jahr. Es ist zum Teil ergötzlich zu lesen, was Ferdinand Schmidt im 16. Heft der Schriften des Vereins für Meining. Geschichte und Landeskunde über diese Gelehrtenehe erzählt. Das „Frauchen" erwies sich zuerst als ein etwas eigensinniges Kind. So schreibt z. B. eine warme Freundin Gerhards, die Herzogin Christine von Eisenach: „Ich habe mit Schmerz erfahren, daß sich die Frau Doktor auf der Hochzeit und nachher gar sehr unfreundlich gegen den Herrn Doktor verhalten." Doch darf der junge Ehemann bald erfreut berichten, „daß Gott angefangen, das Wasser in Wein zu verwandeln". Die Frau Superintendent ist ihrem Gemahl immer mehr eine verständnisvolle Lebensgefährtin geworden. Leider ward sie ihm zu früh entrissen, nach der Geburt eines bald wieder verstorbenen Söhnchens im Frühsommer 1611. In tiefem Weh' hat er da geklagt:

omnia quae poterant iucundam reddere vitam
sunt amissa mihi, sunt et adempta mihi =

Alles, was mein Dasein erfreulich zu machen vermochte, ist mir verloren gegangen, ist mir nunmehr geraubt. Als ein christlicher Charakter aber wußte er sich zu fassen und entwarf daraufhin sein Enchiridion consolatorium d. i. tröstl. Handbüchlein wider den Tod und die Anfechtungen beim Todeskampf, ein Büchlein, von dem später gesagt worden ist, daß die christliche Kirche ein herrlicheres Trostbuch kaum hervorgebracht hat. Und entschieden sind es Glaubenssätze von bleibendem Wert, wenn wir da lesen: Im Tode stirbt nicht der Christ, sondern nur sein Elend und seine Plage. Das Sterben der Gläubigen ist nicht ein Aufhören, sondern eine Erneuerung des Lebens. Sie hören nur auf zu sündigen, sie hören nur auf, beunruhigt zu werden. Wenn dir auch die, welche du durch den Tod verloren hast, sehr teuer waren, so muß dir Gott, der sie nach seinem heiligen Willen hinübergeführt hat, doch noch weit teurer sein. Wie kannst du auch mit dem Herrn zürnen? Er hat dir ja nichts genommen, als was er dir gegeben. Glaube nur festiglich, daß sie dir, wenn du sie dereinst wieder erhalten wirst, noch weit teurer und lieber sein werden. Nur eine kleine Zeit bist du von ihnen getrennt; eine selige Ewigkeit hindurch wirst du unzertrennlich mit ihnen verbunden sein." Die anstrengenden Visitationsreisen,*) überhaupt die lastende Schwere des Amtes haben den Witwer dann veranlaßt, sich auf's neue nach einer Hausfrau umzusehen; er fand sie in der Bürgermeisterstochter von Gotha; sein ihm wohlgewogener Landesherr, der den Wissenschaften und Künsten holde Herzog Johann Kasimir, rüstete ihm eigens die Hochzeit oben auf der Veste Heldburg. Dieser Ehe entsproß auch ein Sohn, der später ebenfalls eine theologische Professur in Jena bekleidet hat, doch ohne die Bedeutung des Vaters zu erreichen. Wie sehr aber Johann Kasimir seinen Johann Gerhard schätzte, leuchtet besonders daraus hervor, daß er ihn zum Generalsuperintendenten von Coburg beförderte. Dennoch schwebte unserem Theologen immerfort die akademische Karriere als die eigentliche Lebenslaufbahn vor; nur mit Vorbehalt nahm er die neue kirchliche Würde an. Ist uns doch die bezeichnende Erklärung von ihm überliefert: „Lieber will ich in Jena im Schatten dunkel als anderswo im Lichte leben." Und so geschah's; seine Bescheidenheit ließ ihn dort mit der letzten Fakultätsstelle vorlieb nehmen. Es hatte freilich schwer genug gehalten, daß ihm sein fürstlicher Gönner den Abschied bewilligte; ausdrücklich mußte sich erst noch der sächsische Kurfürst, das Haupt des corpus evangelicum, für den absonderlichen Abiturienten ins Mittel schlagen; da ließ er ihn ziehen, schweren Herzens, im Jahre 1616.

Gerhard hat in Jena eine außerordentlich reiche literarische Wirksamkeit entfaltet. Den Grund zu seiner schriftstellerischen Berühmtheit hatte er freilich schon längst gelegt. Schon 1606 war ein studentisches Jugendwerk unter dem Titel Meditationes sacrae d. h. heilige Betrachtungen von ihm erschienen. Diese Darbietung hatte ihn alsbald in eine Reihe mit Johann Arnd, dem gepriesenen Verfasser der Bücher vom wahren Christentum, der ihn einst mit zum theologischen Studium bewogen hatte, gerückt. Wundersam: ein Jenenser Student schreibt ein Andachtsbuch; wo kommt das gleich wieder vor? Und was für ein Buch! Es hat gut ein Jahrhundert über das gelesenste Erbauungsbuch zumal der gelehrten Welt gebildet.

*) Pfarrer Dr. Berbig in Neustadt bei Coburg hat das Visitationswerk Joh. Gerhards in einer eingehenden Abhandlung gewürdigt.

Aus dem Lateinischen ward es in alle Kultursprachen übersetzt; selbst eine arabische Übersetzung soll vorliegen. Ein frühreifer Geist weht uns aus diesen frommen Betrachtungen entgegen; es könnte es uns auch ein erfahrener Alter nicht trefflicher sagen, was zur rechten Lebensführung gehört: „In deinem Umgang sei allen angenehm, niemandem beschwerlich, wenigen vertraulich, Gott lebe fromm, dir züchtig, dem Nächsten gerecht, mit dem Freund pflege die Liebe, mit dem Feinde die Geduld, mit allen das Wohlwollen, und Wohltun übe an wem du nur kannst." Sein Hauptwerk hat er aber doch erst als wohlbestallter Professor herausgegeben: die loci theologici oder, wie der volle Titel lautet: loci theologici cum pro adstruenda veritate tum pro destruenda quorumvis contradicentium falsitate per theses nervose, solide et copiose explicati. Selbstverständlich hat hier das Adverbium nervose nichts zu tun mit dem unserem Geschlechte nur leider allzu geläufigen Begriff „nervös", es bedeutet vielmehr genau das Gegenteil, nämlich nervig oder markig: Die theologischen Grundbegriffe sowohl zum Aufbau der Wahrheit wie auch zum Umsturz des Irrtums, wie ihn gewisse Widersacher verbreiten, durch Thesen markig, gründlich und völlig entwickelt. Um dieser Leistung willen verglich man unseren Jenenser mit dem Kirchenvater Origenes; das Werk selbst pries man als ein opus palmare, ein Werk, dem die Palme gebührt. Auch in diesem dogmatischen Hauptbuche gibt sich die Eigenart Gerhards zu erkennen: „Das Dogma tritt bei ihm in lebendige Verkettung mit tiefinnerlicher Frömmigkeit." Wohl hat auch er als ein Kind seiner Zeit mit den Reformierten als den feindlichen Brüdern die Klinge gekreuzt. Das alte Schloß zu Jena, das nun dem neuen Universitätsgebäude Platz gemacht hat, ist mehrmals Zeuge solcher theologischen Waffengänge gewesen. Aber über den dogmatischen Kontroversen hat er doch niemals die großen praktischen Gesichtspunkte aus dem Auge verloren. Es ist der ganze Gerhard, wie er sich uns in solch' einer Äußerung darstellt: „Was frommt es, zu streiten über die Formen der Sünde, ob bloße Privation sie sei oder ein der Seele inhärierender Makel? Das vielmehr erstrebe der Theolog, daß die Sünde alle verabscheuen und hassen." Und so war ihm gewiß jener beherzigenswerte Mahnruf, der damals aus unbekanntem Munde erscholl, aus tiefster Seele gesprochen: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas = Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe. Kein Streittheolog wie Flacius, weit eher ein Mann der Vorsicht wie Melanchthon, ist Gerhard doch darin ein Nachfolger des ersteren geworden, daß auch er Stimmen von katholischen Autoren als „sprechenden Beweis" für die Echtheit der evangelischen Lehre zusammengestellt hat. Das geschah in seinem anderen Hauptwerk, der confessio catholica. Der ausführliche Titel lautet: Doctrina catholica et evangelica, quam ecclesiae Augustanae Confessioni addictae profitentur ex Romano-Catholicorum scriptorum suffragiis confirmata = Die katholische Lehre und die evangelische, wie sie die der Augsburgischen Konfession verbundenen Kirchen bekennen, aus den Stimmen röm. katholischer Schriftsteller bestätigt. Im Jahre nach Gustav Adolfs Tod hatte er die Arbeit begonnen, im Jahre 1637 war sie vollendet. Ob er aber auch schon den Streit nicht suchte, hat es dennoch auch ihm nicht daran gefehlt. Sein tolerant-konziliantes Wesen wurde verdächtigt. Er hat sich von solchem Vorwurf gelegentlich in einem poetischen Erguß gereinigt, der in die Apostrophe ausklingt:

„Strahlende Sonne verscheuche die düsteren Nebel am Himmel,
Dämmerndes Wahrheitslicht herrlicher glänze herauf!"

Und merkwürdig, wie wir im XVIII. Jahrhundert Fichte mit Herder, im XIX. Hase mit Röhr in Fehde erblicken, so sehen wir auch diesen Jenenser im XVII. Jahrhundert mit dem weimarischen Generalsuperintendenten seiner Tage im Konflikt. Dessen „recht schändliche Glossen", so klagt er, benahmen ihm sogar vorübergehend „alle Lust, weiter auf Akademien zu leben". Schließlich hat sich auch das zügellos gewordene Kriegsvolk der Schweden an dem deutschen Professor gerächt wegen der nicht unwichtigen Rolle, die er beim Zustandekommen des Prager Separatfriedens zwischen Kursachsen und dem Kaiser agiert hatte. Den gelahrten Glaubensbruder für nichts achtend, haben sie ihm sein wohldotiertes Landgut Oberroßla bei Apolda bis auf den Boden zerstört. Der festgegründete Jünger des Herrn hat das alles seelenruhig erduldet und sich bei dem letzten empfindlichen Schlag mit dem bekannten Hiobspruch (1, 21) getröstet. Ja, ob auch er die Angst und Plagen der bösen Zeit unmittelbar mit kennen lernen sollte, nicht minder erfuhr er es, wie Gott läßt „seine Kinder, wenn Not und Trübsal blitzen, in seinem Schoße sitzen". Er gewann alles, was er an irdischen Gütern verloren, wieder zurück und noch ein übriges hinzu. Er war keine jener unpraktischen Gelehrtennaturen. Ein ökonomischer Zug zeichnete ihn aus. 4 Jahre war ihm einmal die Regierung seine Besoldung schuldig geblieben. Da hat er sich Kostgänger gehalten, an die 20 bis 30 Studenten, und ist dadurch zu Vermögen gelangt. Daß die Jenaische Akademie die freigewordenen Lehensgüter Apolda und Remda als ihr Eigentum erwarb, war wesentlich sein Verdienst. Die Stiftung des botanischen Gartens soll sich ebenfalls auf ihn zurückführen. Die Universität hatte wohl gewußt, was sie tat, als sie ihn mit der Oberaufsicht über ihre Finanzen betraute. Gerhard gemahnt in alledem unwillkürlich an den wackeren Lucas Cranach, der ja auch nicht nur Maler, sondern Kunsthändler, Apotheker, Bankier, Notar, Bürgermeister und Staatsmann alles in einer Person war. Er hat manche staatsmännische Mission zu erfüllen gehabt. Seine Förderung des Prager Friedensschlusses erwähnten wir bereits. Selbst Brautwerber ist er gewesen in fürstlichem Auftrag. Der vielseitige Mann mußte auf den verschiedensten Gebieten Rat's erteilen; daher seine ungeheure Korrespondenz. Mit Paulus konnte er bekennen, daß er täglich angelaufen werde und Sorge für viele zu tragen habe. Der Jenaische Hochschullehrer war eben sozusagen eine Seele von einem Menschen und als solcher weithin bekannt. Freigebig teilte er von seinem Vermögen aus, wie manchmal hat er einem unbemittelten Kollegen geholfen, und hatte allenthalben seine Lust daran, Not zu lindern. Wollte er doch nach eigener Aussage lieber Gärten und Weinberge verkaufen als einen Armen mit rauhem Worte oder ohne Almosen von sich lassen. (Vgl. was neulich in diesem Blatte über den Jenenser Rückert mitgeteilt wurde.) Gern hat er Kranke besucht und ihnen sowohl seelsorgerlichen Zuspruch als auch leibliche Arzenei kraft seiner medizinischen Kenntnisse gespendet, wahrlich ein hochgesinnter Christ in Theorie und Praxis.

Es bleibt zu bedauern, daß dieser Erztheologe voll Geistes- und Herzensbildung nicht so frisch unter der Nachwelt fortlebt, wie er es verdient. Die Johann-Friedrich-Universität ist einst stolz darauf gewesen, ihn zu besitzen und bis an sein Ende den Ihrigen nennen zu dürfen. 24 Berufungen, bis hinauf nach Upsala, hat er von Jena her ausgeschlagen. In der „johanneischen Trias", in dem dreifachen Kleeblatt, welches er in seltener Eintracht mit seinen Amtsgenossen Johann Major und Johann Himmel bildete, war er das Herzblatt. Nach einem Gutachten des Hallensers Studentenvaters Tholuck ist er unter den Heroen der lutherischen Or-

thodoxie der gelehrteste und unter den Gelehrten der liebenswürdigste gewesen. Johann Gerhard starb nach einer mehr als 20jährigen reichgesegneten Wirksamkeit im Jahre 1637 in seinem geliebten Jena. Er hatte sich im Dienste seiner überaus angestrengten Tätigkeit vorzeitig aufgerieben und daher nur ein Alter von 55 Jahren erreicht. Drei Hochschulen veranstalteten ihm zu Ehren eine solenne Leichenfeier. In dankbarer Bewunderung hat man damals ausgerufen: Die Universität habe an ihm nicht nur einen Lehrer, sondern die Lehrer an ihm eine Universität verloren. Wie raunte doch gleich die Nymphe auf dem Lindenbaum am Fürstengraben? —: an ihm rankte sich empor, wer zum Lichte der Wissenschaft gelangen wollte; er war das verkörperte Vorbild des Jenaer Professors. H. Freytag-Apolda.

Turnkünste.

Der Deutsche ist monarchisch bis in die Knochen. Es ist rührend, das zu beobachten. Als im Jahre 1848 der revolutionäre Sturm durch das Land brauste, hat zwar hier und da ein Fürst seine kleine Krone niedergelegt, aber nur, um seinem erbberechtigten Nachfolger Platz zu machen. Die Deutschen können ohne Haupt nicht leben. Die Hessen-Darmstädter forderten gebieterisch die Republik, aber mit dem Zusatze, daß der Großherzog an der Spitze stehen müsse. Die Hannoveraner zogen zu Tausenden vor das Schloß ihres Königs und forderten energisch — Demokraten rühmen sich immer ihrer „Energie" — die Erfüllung der Volkswünsche. Und als ihnen der König als englischer Lord die kleinen Wünsche erfüllt hatte, zogen sie mit einem Hoch auf die Majestät weiter und berieten über die Bildung einer Bürgergarde, die für Ordnung und den Schutz des Königs zu sorgen habe. Der Deutsche muß immer einen kleinen Protektor über sich wissen. Es schlief sich gut unter den 300 Monarchen, aus denen die französische Revolution einige dreißig machte.

Jetzt haben wir ein einiges Deutsches Reich. Wie heißt doch die Formel? „Ein Gott, Ein Reich, Ein Volk." Der Deutsche ist weitergekommen. Im Wirtshause räsonniert er sogar über die Bundesfürsten. Man solle die kleinen Potentaten doch abschaffen; die kosten dem Volke nur Geld, und was der Reden mehr sind. Das mit dem „Geld kosten" ist nun eigentlich eine unmoderne Rede. Das hat der Deutsche aus seiner spießbürgerlichen Zeit noch mit herübergebracht. Das ist die Art des alten Spießbürgers: Was Geld kostet, dafür ist er nicht zu haben. Also er ist großdeutsch. Ein Reich mit dem Kaiser an der Spitze. Die übrigen Fürstlichkeiten können ihm gewogen bleiben; ja er spielt sogar bisweilen mit republikanischen Gedanken.

Aber den Protektor will er behalten. Die Damen einer Provinzialstadt tun sich zu einem Suppenverein zusammen „unter dem Protektorate der Frau Regierungspräsident". Die Gärtner arrangieren eine Blumen-Ausstellung „unter dem Protektorate Sr. Hoheit des Prinzen X". Die Blumen geben auf die Weise besseren Duft. Daß die Männer von der grünen Farbe einen fürstlichen Weidmann sich erküren, kann man noch verstehen; aber die Skat- und Kegelbrüder machen es ebenso.

Nun sind auch die Turnvereine nachgefolgt. Eigentlich sinds die demokratischsten Vereine im Volke. In den alten Liedern klingt noch etwas von Freiheit und Unabhängigkeit, und sie waren den Fürsten auch nicht gerade genehm mit ihrem Drill und Exerzier-Reglement, das fast nach Miliz-Bildung schmeckte, ebenso wie die Schützenvereine. Aber endlich sind die Turner dem Drange ihres Herzens und dem Zuge der Zeit gefolgt. Sie wollten einen Protektor haben. Natürlich den obersten. Der soll gedankt haben. Dann den zweiten. Dem ist's auch nicht recht gewesen. Dann einen anderen. Der soll gewollt haben; aber er habe keine Zeit. Man sollte nun meinen, jetzt hätten die Turner von der Protektionswirtschaft genug gehabt. Aber wozu hat man monarchischen Patriotismus, wenn man ihn nicht zum erhebenden Ausdruck bringen kann! Endlich ist's ihnen doch gelungen, sie haben einen kleinen Protektor aus fürstlichem Geschlecht für das große Turnfest bekommen und haben ihm für die paar Stunden gnädigen Aufenthaltes in ihrer Mitte reichlich mit patriotischem „Gut Heil" gedankt. Nun müssen sie noch ihre alten Liederbücher etwas modernisieren. Da steht so viel von freien Männern drin, und nichts von Orden und Ehrenzeichen. Da heißt es noch, der freie Deutsche habe keine Protektion nötig. Es wird sich schon ein turnerischer Versschmied finden, der mit kühnem Schwunge den Liedern eine etwas andere Wendung gibt. Sonst besorgt es eine Königliche Regierung durch ihre Abteilung für Kirchen- und Schulwesen. Die kann es jedenfalls.

Wie viel ist da aber noch zu erstreben! Des Turners Streben geht höher hinaus. Es muß erreicht werden, daß auch die höchste Majestät das Fest mit seiner Gegenwart beglückt. Vielleicht ist's eine Personenfrage. Da sind noch einige alte Recken an der Spitze, die nicht recht mitwollen. Die muß man dann sanft oder unsanft zu rechter Zeit abschieben. Vielleicht sind auch einige Vereine hier und da politisch noch zu gemischt. Die muß man reinigen oder hinaustun. Man hat auch noch nicht die rechte Fühlung mit den Behörden. Also Reserveoffiziere und Verwaltungsbeamte vor die Front. Auch alte schwarz-rot-goldene Fahnen flattern noch. Ins Museum mit ihnen. Man suche auch ein anständiges Kartell; in den Kriegervereinen wird man es schon finden. Man laufe etwas zu den Spitzen der Behörden bei Fahnenweihen. Goldene Fahnennägel stifte man mit patriotischen Wünschen. Später kommen die Fahnenbänder hinterdrein. So turne man allmählich empor, frisch, fromm, fröhlich, frei! Der Ausdauer wird es schon gelingen. Gut Heil!

Es ist rührend zu beobachten, wie monarchisch der Deutsche ist. Auch die Monarchen selbst beobachten es und handeln darnach. Saxo.

Vom Büchertisch.

R. Eltze, Pastor in Eilenstedt, **Drei Reformationsfeiern** für Kirche, Schule und Familienabende. Zweite vermehrte Auflage der „Reformationsfestfeier". Leipzig, Sigismund & Volkening, o. J., 50 Pf.

Zwei dieser „Feiern" sind ausführlich dargestellt; die mittlere enthält nur Angabe der zu verwendenden Lieder, Gebete und Bibelstellen. In allen finden sich in zweckmäßiger Anordnung wechselnde Beteiligung des Leiters der Feier, der Gemeinde und der Kinder, letztere teils durch Chöre, teils durch Deklamationen. Somit kann das Heftchen für solche Feste gute Dienste tun; nur schade, daß man nichts davon erfährt, daß neben Luther auch noch andere Männer als Reformatoren — auch in deutschen Landen — gewirkt haben.

F. W. H. Hellwig, **Gedichte**. Verlag für Literatur, Kunst und Musik. Leipzig, 1907.

Unter diesem anspruchslosen Titel etwa 60 anspruchslose Gedichte, die unter den Überschriften: Waldklänge, Stimmen der Natur, Erden- und Lichtheimat, Haus und Welt, Balladen und Erzählungen, Sentenzen gruppiert sind. Für den Dichter selbst mögen die einzelnen Stücke Erlebnisse gewesen sein; für den irgend anspruchsvollen Leser bilden sie kein Erlebnis. Sie sind gut gemeint, ernst empfunden, nett dargeboten — aber sie verraten kaum eine stärkere Individualität und lassen jenen Schmelz vermissen, wie er auf ursprünglichen Dichtungen in gleicher Weise wie auf den Naturdingen liegt, und den die empfindende Seele nicht mehr vergißt, weil er ihr eben Erlebnis wurde.

Aus der verlornen Kirche. Religiöse Lieder und Gedichte für das Deutsche Haus, gesammelt von Rudolf Günther. Zeichnungen von L. von Schlieben. Eug. Salzer, Heilbronn, 1907.

Der Titel der Sammlung ist dem gleichnamigen Uhlandschen Gedicht entnommen. „Es ist wieder ein Suchen da unter den Menschen nach einer letzten rettenden Wahrheit, ein Dürsten nach einem Born, aus dem man unsterbliches Leben trinkt; das Lied der Sehnsucht erklingt wieder in mannigfaltigen Tönen — ein Widerhall des Geläutes, in dem die verlorne Kirche einem anderwärts gewandten Geschlecht sich abermals vernehmbar macht", so heißt es im Begleitwort des Herausgebers.

In dieser reichhaltigen Sammlung — etwa 350 Stück — ist in trefflicher Auswahl vieles vertreten, was an eigentlich religiöser Dichtung und verwandtem seit Gerhardt von deutschen Dichtern gesungen ist. Besonders die Neueren und Neuesten sind reichlich vertreten, so Avenarius und Benzmann, Bierbaum, Dehmel und Grotthuß, Hart, Holz, Krobt, Lagarde, Langewiesche, Lilienkron, Nietzsche, Philippi, Schönaich-Karolath, Weitbrecht, Polenz.

Sicherlich ein dankenswertes Unternehmen! Lange war die Religion aus der deutschen Poesie, wenigstens von ihren maßgebenden Vertretern, verbannt oder nur da und dort gebildet. Heut hat sie wieder ihren Einzug gehalten in die deutsche Dichtung. Unsre Dichter, auch die großen, fühlen sich wieder als Glieder der unsichtbaren, nur scheinbar verlorenen Kirche. Schönwald.

Walt Whitman, Ein Leben, von Henry Bryan-Binns. Aus dem Englischen übertragen von Johannes Schlaf. H. Haessel, Leipzig, 1907.

Es ist ein großes Verdienst des berühmten Übersetzers, daß er dem gebildeten deutschen Publikum diese Lebensgeschichte des großen Amerikaners, den er einen „glücklichen Vorgänger" Nietzsches nennt, weil er „die Synthese des modernen Geistes wirklich restlos zum ersten Male vollzogen hat", vermittelte. Diese Lebensgeschichte ist im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung der nordamerikanischen Kultur erzählt und wird dadurch dem deutschen Leser gerade in unserer Zeit doppelt interessant. Abseits von dem christliche Werte fast völlig verleugnenden Materialismus der Multimillionäre seines Vaterlandes suchte und besang Walt Whitman, der Dichterphilosoph, den modernen Menschen. Sein Leben ist eng verknüpft mit der politischen Geschichte der Union und der Volkskunde seines Landes. Der Biograph führt den Leser in die sich immer mehr vertiefende Ideenwelt Whitmans, indem er ihn durch seine Jugendirrtümer begleitet und mit ihm die bedeutsamsten philosophischen Fragen zu ergründen sucht. Er kommt zu dem Schluß, daß Walt Whitman zu den Erziehern der Menschheit gehöre. Schönwald.

Diese Bücher und Schriften sind zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

ohne großen Zeitverlust über Literatur, Kunst und öffentliche Angelegenheiten unterrichtet zu bleiben, erfüllt sich am besten durch die ständige Lektüre der „Hilfe". Herausgeber **Reichstagsabgeordneter Dr. Friedrich Naumann**

Diese Wochenschrift kostet **vierteljährlich** beim Buchhändler und bei der Post **nur M. 1.62** und bringt in jeder Nummer Artikel hervorragender Schriftsteller. Verlangen Sie bitte ein kostenloses Monatsabonnement.

„Die Hilfe" Berlin-Schöneberg.

Die einzig richtige, in Anlage und Betrieb billigste

Kirchenheizung

ist die verbesserte Luftheizung.

Aus einem rein metallischen System bestehend, daher keine Austrocknung der Luft, kein Staub, keine Gerüche wie bei anderen Systemen.

Rasches Anheizen, ununterbrochene Zuführung reiner, erwärmter und befeuchteter Aussenluft.

Prospekt, Kostenanschlag u. Auskunft bereitwilligst und umsonst.

Luftheizungswerke Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf. Frankfurt a. M.

MANNBORG, Erste Harmonium-Fabrik nach Saugwindsystem in Deutschland.

Harmoniums in höchster Vollendung von den kleinsten bis zu den kostbarsten Werken. Höchste Auszeichnungen.

Fabrik: Leipzig-Lindenau, Angerstrasse 38.

Kirchlich-liberale Versammlungen u. Vorträge

bitten wir, **ständig** und **rechtzeitig** im

„Protestantenblatt"

anzuzeigen. Wir berechnen für derartige Anzeigen

nur 15 Pfennig pro Zeile.

VERLAG DES PROTESTANTENBLATTES

Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstrasse 15.

Wichtig für **Brautleute**

Preise 40% billiger wie in der Provinz. Franko Lieferung. Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko.

F. ZECH'S MÖBEL-FABRIK. BERLIN, O. Kleine Andreasstr. 9. Gegründet 1859. Beamten 6% Rabatt.

Adressen zwecks **Gewinnung neuer Abonnenten** nimmt jederzeit gern und dankbar entgegen

Der Verlag des Protestantenblattes.

Kirchen-Orgeln

in künstlerisch, technisch u. dauerhaft vollendeter Ausführung.

Durchschnittl. Jahresfabrikation von 25—30 Orgelwerken.

Kostenanschläge etc. jederzeit gern zu Diensten.

P. Furtwängler & Hammer Hannover

Fabrik von Kirchen-Orgeln.

J. F. Weule BOCKENEM a/Harz. Turmuhren und elektrische Uhren für Kirchen, Schulen, Güter und öffentliche Gebäude.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit gern und **unentgeltlich** mit, was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- u. Verdauungsbeschwerden** geholfen hat. **A. Hoeck,** Lehrerin Sachsenhausen bei Frankfurt a. M.

B. Becker in Seesen i. H. liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff. **Holländ. Tabak. 10 Pfd.-Beutel franko 8 M. — Cigarren billigst. —**

Ausstellung künstlerischer **Grabdenkmäler**

nach Entwürfen erster Künstler.

Empfohlen durch die Schriftleitung des Protestantenblattes (s. Beilage Nr. 20 vom 13. V. 08).

Besichtigung erbeten.

Karl Schwarz, Steinbildhauer

BERLIN S., Brandenburgstraße 72.

Kirchen-Teppiche

gesetzlich geschützte Original-Erzeugnisse

nach Entwürfen von **Professor Beck** liefert preiswert in reichster Auswahl und jedem beliebigen Format

Wilhelm Röper Leipzig

Goethestrasse 1.

Farbige Abbildungen mit erläuterndem Text und Empfehlung seitens hoh. Kirchenbehörden gratis u. franko.

Gebildetes j. Mädchen, ev., sucht Stell. 1. 10. als Stütze in kleinem guten Hause. In Küche, Haus und Hand. erfahren, eventuell auch zu Kindern. **1971 E. 10 Ilsenburg a. H. postlagernd.**

Probenummern des Protestantenblattes

werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt.

Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.

Preis vierteljährlich M. 1,50.

Bei direkter Zusendung **40** Pf. extra.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße 56/57.
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.

Protestantenblatt Beilage Nr. 34.

Berlin Bremen. 19. August 1908.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Tagebuch: D. Kaftan und D. Schäder im Kampf um die Gottheit Christi! — Die christlich-nationale Arbeiterbewegung und die evangelische Kirche. — Anzeigen.

Tagebuch.

D. Kaftan und D. Schäder im Kampf um die Gottheit Christi! Theodor Kaftan, der Generalsuperintendent von Schleswig, hat kürzlich eine kleine Schrift erscheinen lassen: „Der Mensch Jesus Christus, der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen". Ein Wort zur Klärung*), den Mitgliedern der schleswig-holsteinischen Gesamtsynode von 1907 gewidmet. — Sie liegt in der Linie seiner Schrift: „Moderne Theologie des alten Glaubens" und will den „Christusgläubigen" helfen in ihren Kämpfen und Nöten, die hauptsächlich in der Frage liegen: Wie verhält sich Jesu Gottessohnschaft und Mittlerschaft zur Einheit Gottes, oder, wie er selbst sagt: daß nicht die Frömmigkeit nach Maßgabe des II. Artikels (des kleinen lutherischen Katechismus) und die Frömmigkeit nach Maßgabe des I. Artikels auseinanderfallen.

In seiner Kritik (im „Schl.-H. Kirchen- und Schulblatt" Nr. 25 ff.) räumte der Kieler Professor D. Schäder Kaftan ein, in seiner Broschüre eine christliche Apologetik großen Stils in den Grundgedanken vorgetragen zu haben, durch welche der Sinn weit und das Herz groß wird. Da sei nichts von wegen dumpf eingeschnürtem Traditionalismus zu spüren. Jedenfalls sei hier der Versuch gemacht, Jesus Christus in weltumfassender Weise als den Bringer wahren Lebens in Gott und aus Gott darzustellen und damit das Christentum als die wahre oder als die Religion zu erhärten. Der Grundbegriff sei der des Mittlers, der am Kreuz die Sünde der Menschheit sühnt, der auferstehet und als der gegenwärtige auf uns wirkt. Aber am Zentralpunkt unseres Christentums gehe er vorüber, — an der Gottheit Christi. Hier und hier allein aber lägen die christologischen Nöte der Gegenwart und zwar als praktisches Interesse des Glaubens, nicht des Verstandes. Erst wenn diese Frage bejaht, könne man auf die christologischen Nöte sekundärer Art eingehen, auf die trinitarische Frage, und dann erst an dritter Stelle: wie sich Gottheit und Menschheit in Jesu dann darstelle. Um die erste Not handelt es sich aber vor allem, und die „scheint Kaftan hinter sich zu haben".

Für ihn bestehe die Not darin: wie sich die Mittlerschaft zur Einheit Gottes verhalte. Und aus dieser Not kenne er nur den Weg, daß man die Gottheit Jesu streicht, mit dieser aber falle unbedingt auch die Trinität, und was bliebe, sei Jesus als Mensch in ganz eigenartiger Weise, aber doch nur Mensch.

Es handele sich hier bei dieser Schrift des Kirchenobersten Kaftan darum, die Kirche zu schützen vor der Gefahr, die dieser Mann ihr mit solcher Auffassung bringen müsse, indem durch ihn dem Herrn Christus seine Krone und dem Glauben sein in Christo belegner, ewig gottheitlicher Halt genommen werde.

Zudem befänden sich in Ks. Position mehrere folgenschwere Unklarheiten:

1. Trotz der Leugnung der Gottheit trete er ein für das Gebet an Jesus.
2. verlange er Glauben an Jesus, der nur durch die Gottheit bedingt werde.
3. konstruiere er eine lebendig-wirksame Gegenwart Christi für uns, die ebenfalls nur eine Wirkung der Gottheit Jesu, nicht seiner geschichtlichen Persönlichkeit sein könne. „Ueberhaupt: Innerlich einheitlich aus einem Guß erscheint mir diese Theologie nicht." „Es hilft nichts, wir müssen über die christologische Linie Ks. hinaus. Gewiß, auf ihr wird nicht gering von unserem Heil und von Christus als seinem Mittler gedacht. Aber auf die Herrlichkeit Christi und auf die Wahrheit, auf den Inhalt unseres Glaubens fällt dort doch ein Schatten. Und diese Tatsache ist um so bedenklicher, als die Auffassung D. Ks. Konsequenzen eröffnet, welche viel weiter von der Wirklichkeit des christlichen Glaubens hinwegführen als D. K. das will und meint."

Kaftan lehnt in seiner „Abwehr" es energisch ab, Jesus nur als Menschen zu verehren. „Wie kommt Schäder dazu, die von mir stets bekämpfte Christologie — doch zweifelsohne bona fide — mir zuzuschieben? Mein Glaubensbekenntnis und meine Christologie stehen geschrieben im Zweiten Hauptstück des luth. Katechismus." Das Gottverhältnis Jesu bezeichnet er sodann als konstitutiv für seine Person, „nicht nur von der Jungfrau Maria, sondern auch vom Vater in Ewigkeit geboren."

Vielleicht habe er zu unbefangen geschrieben. „Aber wer mit seinem Herzblut schreibt, achtet nicht auf den auf Ketzerei gerichteten Spürsinn der Theologen." Ihm komme es gar nicht auf eine Christologie in erster Linie in seiner Schrift an, sondern einzig darauf, wie die daraus sich ergebenden Schwierigkeiten sich lösen in unserer religiösen Gegenwart für die, „die sich sonst an den harten Formeln stoßen", um ihnen „die große Sache zu zeigen, die in diesen Formeln steckt, die wirkliche einige Mittlerschaft Jesu Christi zwischen Gott und allem, was Mensch heißt auf Erden".

Schäder erwidert scharf in einem „letzten Wort". „Auch ich habe nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Herzen geschrieben und nicht mit auf Ketzereien gerichtetem Spürsinn der Theologen." K. wolle „klären", aber er verwirre mehr, als er kläre. Das aufzuzeigen, sei ihm in seiner Kritik die Hauptsache gewesen. Es sei ihm darauf angekommen, aufzuzeigen, daß diese Schrift Ks. eher zur Verundeutlichung und zur Verschwierigung der kirchlichen und theologischen Situation gedient habe. Zudem äußere sich K. mit einem Reformprogramm, das um so wuchtiger wirke bei seiner gewichtigen Stellung in der Schl.-H. Landeskirche. Um so mehr sei er berechtigt gewesen, den Angelpunkt zu suchen in der Christologie. Und da sei er erstaunt gewesen, daß K. die christologischen Nöte gerade da finde, wo er sie finde (in einer Kompliziertheit der Begriffe von Gott und Christus). Aber von Bedeutung seien diese heutzutage nicht. Es gebe nur wenige, die Christolatrie trieben. Orthodoxe, die den Vatergott über Jesus vergäßen. Die eigentlichen Nöte aber entständen aus der Gottheit Christi. Wenigstens suchten alle in Nöten Befindliche zunächst eine Antwort auf diese Frage. Und Kaftan gibt auch tatsächlich eine Antwort darauf, nur daß er sie nicht in den Zentralpunkt stellt. Wie lautet diese Antwort? Trotz allen Drehens und Wendens: „Die Gottheit Christi wird hinfällig, wenn er nicht ewig-persönliches, gottheitliches Ich ist." „Das Wort Mittler ist nun einmal nicht stark genug, um die ganze Christustatsache daran zu hängen. Dazu ist es für einen Mann des alten Glaubens reichlich unpräzis."

Kaftan erwidert in einer „Abwehr II": Zum zweiten Mal und noch energischer macht er Schäder den Vorwurf: er habe im Zentralpunkt des Glaubens die Anklage gegen ihn erhoben auf Ketzerei auf Grund einer Schrift, die das fragliche Problem überhaupt nicht behandle. Die ganze Gottheit bleibe ein Geheimnis und Stammeln, und „darum bin ich hier so zurückhaltend, was gewissen Leuten und Theologen immer ärgerlich ist, wenn man Tatsachen festhält und dabei die jenen notwendig erscheinende Klärung ablehnt". „Man soll uns nicht ein Bedürfnis aufjochen, das wir nicht haben. Dagegen sich zu stemmen ist unser Recht, Menschenrecht."

Aus der weiteren Diskussion, die jetzt stark persönlich zugespitzt wird, hebe ich nur noch je ein Wort Schs. und Ks. hervor: a) Schäder: Kaftan wirft die Frage auf, ob ich mir bewußt bin, welche Rolle ich in dem Unternehmen gegen ihn spiele. Ich spiele überhaupt keine Rolle und beteilige mich überhaupt an keinem Unternehmen gegen ihn. Was ist das für eine Unterstellung! — — — Ich bin von dem Herausgeber dieses Blattes (D. Wohlenberg) aufgefordert worden, die Kaftansche Broschüre zu kritisieren . . . Ist das eine Sünde? Gibt es in Schl.-Holstein oder sonst irgendwo eine sakrosankte Theologie, der gegenüber Ausstellungen Unrecht werden?"

b) Kaftan: „Ich habe früher mit Sch. diskutiert und zwar gern. Diese Diskussion ist mir so schmerzlich und so peinlich gewesen, daß ich schon jetzt schweigen würde usw."

Diesem objektiven Bericht folgendes zum Geleit:

1. Kaftan hat sich unumwunden zur Gottheit Christi bekannt, hat aber für seinen Zweck die Mittlerschaft Jesu in den Vordergrund gestellt. Das ist nach Schäder nicht erlaubt, der Chorus der Rechtgläubigkeit gibt ihm recht, in Predigten und Gemeindeblättern wird gegen K. rundweg der Vorwurf des Unglaubens erhoben und Mißtrauen gegen ihn erweckt (vgl. die Zitate unten).

*) IV. Serie, 4. Heft der „Biblischen Zeit- und Streitfragen" zur Aufklärung der Gebildeten, herausgegeben von Prof. D. F. Kropatschek. 1908. Verlag von Edwin Runge, Groß-Lichterfelde-Berlin. 50 Pf.

2. Der Fall ist nicht vereinzelt: In der „Evangelischen Kirchenzeitung" Nr. 31 muß sich der Dozent an der Normalschule für Rechtgläubigkeit — der theologischen Schule in Bethel bei Bielefeld, die Bodelschwingh gegen die verderblichen Einflüsse der modernen Theologie gründete — gegen den Vorwurf der „Zustimmung" zu einer Bedrohung des Ansehens der Heiligen Schrift durch Lepsius' Versuch einer Herstellung eines „Urevangelientextes", den Professor D. Nösgen gegen ihn erhoben hat, verteidigen (vgl. Ev. Kztg. Nr. 25 u. 26). In dieser Verteidigung aber gesteht Samuel Jäger zu, daß er den überlieferten Text des Johannesevangeliums bis auf Kleinigkeiten (!!!) für durchaus intakt halte. Es beginnt also innerhalb der Orthodoxie zu rumoren!

3. Wir haben immer gehört — gegen uns —, die Kirche sei kein Sprechsaal, in ihr müsse Einigkeit herrschen, die halte die Orthodoxie, die stören der Liberalismus und die moderne Theologie. Wie steht es jetzt damit?

4. Es ist uns Liberalen vorgeworfen, wir bringen die theologische Diskussion vor die Gemeinde: Nun, beim Breklumer Missionsfest, 16.—18. Juni (mitten im Kaftan—Schäderstreit) hat man von der Kanzel über Joh. 1, 1—8 wie folgt gepredigt: . . . die Irrlehre selbst ist ein großes Uebel. Viele Seelen werden dadurch betrogen. Auch jetzt in unserer Zeit gibt es falsche Lehre, die um so verderblicher ist, weil sie zum großen Teil von edlen, klugen, wahrheitsliebenden Männern ausgestreut wird. Aber es gilt, feststehen auf der Schrift. So auch ein Engel vom Himmel, sagt Paulus, euch ein anderes Evangelium predigte, als geschrieben steht, der sei verflucht. Einen Jesus, wie manche ihn heutzutage schildern, nämlich als einen edlen Menschen, der in einzigartiger Weise mit Gott verbunden war und darum Gottes Sohn genannt würde, gibt es nicht und gab es nie. (Am Ende doch! Anmerk. d. Red. d. Protestantenbl.) Er kann uns auch nicht helfen. (Braucht er auch nicht! Aber Gott tut's durch sein Leben und sein Wort.) Nur der wahre Jesus, der von Ewigkeit ist, und durch den alles geschaffen ist, während er selbst unerschaffen ist, kann unser Erlöser sein. So wird der Missionsgemeinde, verständlich für jeden, der das Sonntagsblatt der Missionsgemeinde gelesen hat, D. Kaftan als Christusleugner vorgestellt. So bemerkt Rendtorff in den Deutsch-evangelischen Blättern, Heft 8.

5. Worüber sich doch Leute die Köpfe zerbrechen, und worüber sie sich streiten! So denkt mancher Leser mit uns, wenn er die Streitpunkte und diese Predigtsätze gelesen hatte. Und mit uns würde der Heiland selber den Kopf schütteln: Was haben sie alles aus mir gemacht, und wie machen sie mich zum Anlaß für Lieblosigkeit und Haß, statt nach meinem Gebot zu tun und zu leben mit dem Vater im Himmel und mit den Menschen als Brüdern in der Verwirklichung meines Evangeliums! Aber die Geschichte geht ihren Lauf, und die Rückwärtsschauenden müssen ganz allmählich erst lernen: Das Alte ist vergangen. Dazu aber ist solcher Streit, wie sonderbar er dem modernen Menschen klingen mag, wertvoll.

6. Häßlich aber ist's, wenn gegen D. Kaftan geschieht, was gegen D. Fischer und so manchen anderen geschah, wenn in rüder Parteipolemik übertrieben, gehetzt, ja gefälscht wird. Das hat nach den Aeußerungen des Professors D. Rendtorff der „Gemeinschaftsfreund" getan, wenn er ungefähr so schreibt: Der Generalsuperintendent von Schleswig, D. Kaftan, hat es jahrelang meisterhaft verstanden, die Leute im unklaren über seine innere Stellung zu erhalten. Den Orthodoxen war er ein Orthodoxer, bei den Liberalen liberal*); was er eigentlich war, wußte niemand recht. Die von ihm verfaßte Abhandlung „Der Mensch Jesus Christus" zeigt endlich seine Stellung zu den Grundwahrheiten. Trotz der wissenschaftlichen und beschönigenden Mäntelchen, die D. Kaftan der Sache umhängt, entpuppt er sich als Leugner der Gottheit Christi. Wir stehen vor der traurigen Tatsache, daß der Repräsentant der Kirche der Reformation, der Landesbischof unserer Provinz, an den Fundamenten des Christentums rüttelt, das Ansehen der Kirche in weiten Kreisen erschüttert und die Gewissen schwer verletzt. Da es unmöglich ist, das Geheimnis der Dreieinigkeit zu begreifen, mit dem Verstande zu verstehen, wie Jesus wahrer Gott und wahrer Mensch sein konnte, kommt D. Kaftan zu dem Resultat: „Die Gottheit des Mittlers Jesu ist mit aller Bestimmtheit zu streichen." (Dieser Satz stammt aus Schäders (!) Gegenschrift und ist in Anführungsstrichen zitiert!!) Einmal auf dieser Bahn angekommen, geht es rasend abwärts. Wer den Sohn leugnet, hat auch den Vater nicht. Was wird die Folge dieser Aufsehen erregenden Veröffentlichung sein? Viele Pastoren werden dem Beispiel ihres Generalsuperintendenten folgen und nunmehr ihr liberales Herz entdecken, der Unglaube auf Kanzel und Katheder wird frecher denn je seine Stimme erschallen lassen, die Gläubigen dagegen in immer kühleres Verhältnis zur Kirche gedrängt werden . . . . Wir protestieren mit allen, die den Herrn Jesum lieb haben, gegen die Angriffe auf die heilige Person des Herrn; bitter genug ist es, wenn wir D. Kaftan entgegenhalten müssen: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort und steure deiner Feinde Mord, die Jesum Christum, deinen Sohn, wollen stürzen von deinem Thron."

Da haben wir alle Ingredienzien der häßlichsten Polemik: glatte Behauptungen und Verdächtigungen ohne Belege, und krasse Folgerungen, den schielenden Seitenblick auf die amtliche Position, Unterschiebung niedriger Gesinnung beim Gegner, Drohung mit dem Austritt aus der Kirche, ein passendes Zitat. Und die solches tun, nennen sich mit der bekannten Pose: „die den Herrn Jesum lieb haben." — Vgl. Matth. 7, 16 und 21.

*) Noch in den letzten Nummern des von modernen Theologen herausgegebenen Schleswig-Holsteinschen Kirchenblattes nimmt Kaftan scharf Stellung gegen die moderne Theologie (Nr. 31 und 32).

Die christlich-nationale Arbeiterbewegung und die evangelische Kirche*).

Von Pastor Israel, Leipzig.

„Was wir aber wünschen, ist dieses: überall im deutschen Lande, wo die Arbeiter sich häufen, soll unter ihnen eine christliche Arbeiterbewegung entstehen. Zu Tausenden sollen die Männer von der Maschine sich erheben, um im gemeinsamen Bekenntnis zur Kirche wie zu Kaiser und Reich die Arbeiterfrage zu lösen. Der unchristlichen Strömung in der Arbeiterwelt muß sich eine christliche Strömung entgegenstellen, der unpatriotischen eine patriotische. Es muß ein neuer Wind wehen durch die Fabriken und Bergwerke, ein Hauch des Lebens, ein Sturm vom Herrgott. Es muß gleichsam ein großer Bund aller derer entstehen, die in der Arbeiterschaft noch glauben: An Gottes Segen ist alles gelegen! Es gilt aus der Verborgenheit herauszutreten. Der deutsche christliche Arbeiter steht ja nicht allein, er hat ungezählte Gesinnungsgenossen. Mit diesen soll er sich die Hand zur großen Verbrüderung reichen mit dem dreifachen Wort:

Der Arbeitersache gilt unsre Müh',
Von Kaiser und Reich wir weichen nie,
Vor dem ewigen Gott wir beugen die Knie!

Einigkeit macht stark. O, wenn ihr einig wäret, ihr Arbeiter, voll Vaterlandsliebe und Glauben, was könntet ihr schaffen! Euer einiges Wort würde dann schwer in die Wagschale fallen, euer vortreffliches Beispiel würde alle wohlgesinnten Volkskreise begeistern, ihr könntet Ungeheures tun zu unseres ganzen Volkes Wohl! Noch fühlt ihr euch zu schwach, weil ihr vereinzelt steht. Schließt euch zusammen! Seid einig, einig, einig!"

Dies schrieb Friedrich Naumann in seinem Arbeiterkatechismus 1889. Vierzehn Jahre später, im Jahre 1903, trat in Frankfurt a. M. ein deutscher Arbeiterkongreß auf allgemein christlicher und nationaler Unterlage zusammen.

Hat dieser Kongreß die Sehnsucht Naumanns befriedigt? Nach dem zweiten Kongreß im Jahre 1907 lehnt sein Blatt, „Die Hilfe", die Bewegung ab als reaktionär, d. h. als gefährlich für Christentum und Nation. Wie stellen wir Evangelisch-Sozialen uns zu der christlich-nationalen Arbeiterbewegung?

Ich will zuerst Art und Ziel der christlich-nationalen Arbeiterbewegung besprechen, zu zweit das Verhältnis der politischen Parteien zu ihr, ehe ich zu der Hauptsache komme: drittens, wie soll sich die evangelische Kirche der christlich-nationalen Arbeiterbewegung gegenüber verhalten.

1. Art und Ziele der Bewegung.

a) In der „Gesellschaft für soziale Reform" lernten sich die Führer verschiedener nichtsozialdemokratischer Organisationen persönlich kennen und faßten den Gedanken eines deutschen Arbeiterkongresses. Nach mehreren Jahren wurde er nach Frankfurt a. M. einberufen und tagte dort am 25. und 26. Oktober 1903**). Die Mitgliederzahl der beteiligten Organisationen soll 450.000 betragen haben. Man verhandelte über

Das Koalitionsrecht der deutschen Arbeiter und die Vereinsgesetzgebung;
Die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine;
Errichtung von Arbeitskammern;

— lauter Dinge, von denen jetzt, nach 5 Jahren, der Sitzungssaal und die Kommissionszimmer des Reichstags wiederhallen. Am Schluß der Frankfurter Tagung wurde ein

*) Vortrag auf der Osterversammlung der Sächsischen evang.-sozialen Vereinigung in Dresden 1908.

**) Protokoll der Verhandlungen des deutschen Arbeiterkongresses. Otto Rippel, Hagen i. W., 1903. 0,50 M.

permanenter Ausschuß gewählt, der dann den 2. Kongreß nach Berlin 20.—22. Oktober 1907 einberufen hat*).

Es kamen 300 Delegierte zusammen, die vertraten

Christliche Gewerkschaften	390.000
Katholische Arbeitervereine	400.000
„ Gesellenvereine	75.000
Evangelische Arbeitervereine . . .	125.000
Deutsch-nationale Handlungsgehilfen .	102.000
	1.092.000

Das sind nach Abzug der Doppelzählungen 900.000 Arbeiter.

(Schneemelcher, Der 2. Deutsche Arbeiterkongreß, Christliche Welt 1907, S. 1109.)

Innerhalb von vier Jahren hat sich also der Kongreß verdoppelt, ein beispielloses Ereignis innerhalb der doch sonst schnellen Organisierung von Deutschlands Arbeiterschaft.

Mit Recht kann daher Lic. Weber sein Soziales Handbuch der „großen christlich-nationalen Arbeiterbewegung“ widmen. Nehmen wir dazu, daß überhaupt erst ein Fünftel der gesamten deutschen Arbeiterschaft organisiert ist, vier Fünftel also noch von Sozialdemokraten und Gelben, Hirsch-Dunckerschen und Christlich-Nationalen erobert werden können, so läßt sich der christlich-nationalen Bewegung ein weiteres starkes Wachstum voraussagen. Wenn aber Behrens (Kongr. f. J. M. 1907, S. 300) erwartet, sie werde in einigen Jahren die sozialdemokratische Bewegung überflügeln (falls die 325.000 Mitglieder der kath. und ev. Jugendvereine gewonnen werden), so ist das eitel Großsprecherei. Besonnene Führer der Bewegung sagen, sie werde stets nur einen Bruchteil der Gesamtarbeiterbewegung ausmachen.

b) Wir haben es mit einer wirklichen Arbeiterbewegung zu tun. Die stimmberechtigten Delegierten auf den Kongressen waren ausschließlich Arbeitnehmer. Auch die intellektuellen Förderer, wie etwa Prof. Hitze oder Lic. Mumm, werden nur in der Liste der Gäste aufgeführt. In reinen Arbeiterfragen will man deswegen mit der Sozialdemokratie gehen. Adam Stegerwald vom Gesamtverband christlicher Gewerkschaften Deutschlands sagte bei der Eröffnung des Frankfurter Kongresses (Prot. 1903, S. 15): „Ein größeres Blatt des Nordens habe gemeint, man hätte der heutigen Tagung die Pflichten der Arbeiter obenan stellen sollen. Wir sind anderer Meinung. Die Pflichten sind bei uns etwas Selbstverständliches, auch werden wir an diese zur Genüge von den Unternehmern und vom Staate erinnert. Die Rechte der Arbeiter sind seither gegenüber den Pflichten derselben zu kurz gekommen. Sich als bloßen Sturmbock gegen die Sozialdemokratie gebrauchen zu lassen, müssen wir ablehnen.

Ein süddeutsches sozialistisches Blatt meinte, in Frankfurt seien die braven Kinder versammelt, im Gegensatz zu den bösen Buben der Sozialdemokratie. Revolutionshelden sind wir allerdings nicht, doch lehnen wir es auch ab, Sozialpolitik zu treiben nach dem Grundsatz: „Wasch' mir meinen Pelz, aber mach' mir ihn nicht naß“. Wo sich Auswüchse und Mißstände zeigen, wollen wir nicht nur nicht an Wasser sparen, sondern, wenn es not tut, auch die Wurzelbürste gebrauchen.“

Und Giesberts, vom westdeutschen Verband kath. Arbeitervereine, sagt im Laufe der Verhandlungen (Prot. 1903, S. 75): „Ich kann deshalb Herrn Molz nicht zustimmen, wenn er zum Kampf bis aufs Messer gegen die Sozialdemokratie, gegen den „Erbfeind“ aufruft. . . . . Es mag draußen vielleicht Leute geben, die uns gern als Sturmbock gegen die Sozialdemokratie sähen, denen aber die praktische Sozialreform ein ebenso großer Greuel ist. Ich muß demgegenüber betonen, mit der Sozialdemokratie mögen sich diejenigen herumschlagen, welche sie geschaffen haben (Lebhafter Beifall) — diejenigen, welche durch ihre Mißwirtschaft auf sozialem Gebiet den deutschen Arbeiter gewissermaßen der Sozialdemokratie in die Arme getrieben haben (Lebhafter Beifall). — Ihr Beifall beweist mir, daß wir alle eins fühlen: Wir sind Arbeiter, und alle Arbeiter sind unsere Klassengenossen, mit denen wir gemeinsam unter den sozialen Uebelständen leiden.“ „Wir wollen mit dem Märchen aufräumen, daß nur die Sozialdemokratie fortgeschrittene Arbeiterforderungen vertritt.“

*) Bericht über die Verhandlungen des zweiten deutschen Arbeiterkongresses. Christl. Gewerkschaftsverlag, Köln, 1907. 1,00 M.

Unter diesen fortgeschrittenen Arbeiterforderungen ist hauptsächlich das Streikrecht zu nennen. Gleich der erste Vortrag des 1. Kongresses war dem Koalitionsrecht gewidmet. Darum der Kampf gegen die Gelben Gewerkschaften. Diese sind bekanntlich von Unternehmern gegründet und mit Unterstützungskassen ausgestattet; Unterstützungen werden aber etwaigen Ausständigen nicht ausgezahlt, auch wenn diese in die Kassen gesteuert haben.

Die Streikfrage fällt nun für die dem Kongreß angeschlossenen Verbände der staatlich angestellten Bediensteten überhaupt weg. Das waren beim letzten Kongreß doch immerhin 75.000. Aber auch die konfessionellen Vereine sind hier nicht voll zu rechnen, da sie auch Nichtarbeiter umfassen, die evangelischen sogar 30—40 %. Trotzdem bleibt das Urteil: wir haben es mit einer Arbeiterbewegung zu tun; denn ihr Kern, die christlichen Gewerkschaften, sind fortgeschrittene Gewerkschaften. Im Jahre 1905 verwendeten sie rund 1 Million M. für Ausstände, d. h. etwa 5 M. auf den Kopf; gegen 7—8 M. bei den freien (sozialdem.) Gewerkschaften.

c) Was bedeutet das Wort Christlich in der Firma? Hören wir zunächst die Arbeiter selbst!

Die Deutsch-nationalen Handlungsgehilfen verstehen im allgemeinen unter Christen: Nichtjuden. Ich habe jedoch auch eine positive Aeußerung gefunden. Richard Döring-Hamburg schließt das Referat über Sonntagsruhe mit einem Hinweis auf deren christlich-nationale Bedeutung (Bericht 1907, S. 115): Der Kampf um die Sonntagsruhe ist zugleich ein Bekenntnis zur christlichen Weltanschauung.

Den größten Anstoß gibt das Wort christlich bei den Christlichen Gewerkschaften. Bekannt ist Sohms Verurteilung dieses Wortgebrauchs. „Man könnte ebenso gut von einer christlichen oder evangelischen reitenden Batterie sprechen. Die Gewerkschaften sind Kampforganisationen“ (Die Sächs. ev.-soz. Vereinigung i J. 1904, S. 5, Anm.). Aehnliches fühlen die christlichen Gewerkschaftler selbst. Auf ihrem 3. Gewerkschaftskongreß in Krefeld erklärten sie neutrale Gewerkschaften für das erstrebenswerte Ziel!

Auf dem 6. in Breslau hat dann Giesberts sich prinzipiell über „Die christlichen Gewerkschaften“ ausgesprochen (Cöln 1907, Verlag A. Stegerwald) S. 12. „Für diejenigen deutschen Arbeiter, die nicht sozialdemokratisch denken, bleibt nur übrig, entweder Verräter ihrer religiösen Ueberzeugung zu werden und durch Beitritt den „freien“ Gewerkschaften der Sozialdemokratie Handlangerdienste zu leisten oder sich vom sozialdemokratischen Gedanken zu emanzipieren und nach ihren eignen Grundsätzen sich eine Gewerkschaftsbewegung zu schaffen . . .“

Christentum ist aber nicht nur Schild gegen „die Sozialdemokratie als Trägerin des modernen Unglaubens“, sondern auch Wegweiser für die Gewerkschaftsarbeit. „ . . wir sind für uns der Ueberzeugung, daß die Grundwahrheiten des Christentums den festen Boden bieten, auf dem allein mit Erfolg in Zukunft Gerechtigkeit in die Wirtschaftsverhältnisse gebracht werden kann.“ Dabei sollen den konfessionellen Vereinen ihre Aufgaben gewahrt bleiben. Im Namen der Gewerkschaftler sagt Giesberts: „Wir fühlen in uns gar nicht den Beruf, religiöse Propaganda zu treiben oder uns in religiöse Streitfragen zu mischen“. „Nein, was wir wollen, ist nichts weiter, als treue Christen im Sinne und im Rahmen unserer christlichen Weltanschauung zu sein, dem Arbeiterstand zu seinem Rechte zu verhelfen und der Arbeit selbst ihren eigenen idealen Wert zu erhalten.“ Bei den Gewerkschaften heißt das Wort christlich also ebenso wie beim christlich-nationalen Arbeiterkongreß: interkonfessionell.

Wie stellen sich die konfessionellen Arbeitervereine dazu? Diese sind ja die Rekrutenschulen für die Gewerkschaften gewesen. Der größere Teil sowohl der katholischen wie der evangelischen Arbeitervereine tritt für die interkonfessionellen Gewerkschaften ein; die Gewerkschaften sollen die wirtschaftlichen Interessen wahren, die Vereine haben religiöse Aufgaben zu erfüllen; beide ergänzen sich und müssen sich fördern. Es soll soweit kommen, daß die christlichen Gewerkschaftler ihrem konfessionellen Verein angehören, und daß alle Arbeitervereinler christlich-gewerkschaftlich organisiert sind. Wir haben also das merkwürdige Schauspiel: Vereine, die religiös-konfessionell feindlich gegenüber stehen, verpflichten ihre Mitglieder, sich im Namen ihrer Religion zu wirtschaftlichen Kampforganisationen zusammenzuschließen: Das ist nur möglich unter einem übermächtigen Drucke, den sie gemeinsam dulden. Sie stehen sich feindlich gegenüber, sage ich. Bekannt ist ja, daß die evangelischen Arbeitervereine als Rettungshäfen inmitten des großen katholischen Sees im Westen unseres Vaterlandes entstanden sind. Die gemeinsame gewerkschaftliche Arbeit läßt natürlich das Trennende auch in den Arbeitervereinen zurücktreten. Auf evangelischer Seite geht eine Stimme soweit: „Wir gehen von der Annahme aus, daß ein Sittengesetz für beide Konfessionen gilt. Mag hier auch der Gelehrte noch Unterschiede entdecken, praktisch hindert das den Arbeiter nicht, mit Kollegen der andern Konfession in wirtschaftlichen und sozialen Fragen Hand in Hand zu arbeiten" (Rafflenbeul, auf der 12. Hauptvers. der Freien Kirchl.-soz. Konferenz zu Karlsruhe 1907; Eine eigene soz.-politische Theorie für die christlich-nationale Arbeiterbewegung S. 68).

Freilich gibt es auf beiden Seiten viele Arbeitervereinler, die sich nicht zu den christlichen Gewerkschaften halten. Auf evangelischer Seite ist die Zersplitterung größer: Einzelne pietistisch Gerichtete wollen überhaupt nicht mitarbeiten, wo von Streik die Rede ist. Streik ist Sünde. Andere wollen einfach nicht mit katholischen Arbeitern an demselben Strange ziehen (II. Westdeutsche Konferenz der ev. Arbeitervereine). Schließlich halten sich die süddeutschen Vereine und die des Saargebietes, im großen und ganzen auch die sächsischen, zu den von den Christlichen sonst bekämpften Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen. Ja es sind auch einzelne evangelische Arbeiter in sozialdemokratischen Organisationen zu finden. Beiläufig sei daran erinnert, daß die evangelischen Arbeitervereine in der Schweiz, wo es keine Hirsch-Dunckersche gibt, sich bei der Abstimmung für den Anschluß an die freien Gewerkschaften und gegen den an die Christlich-Sozialen entschieden haben! Die latente Spannung zwischen Arbeitervereinen und Gewerkschaften zeigte sich auch beim 34. Kongreß für Innere Mission in Essen 1907 (Verhandlungen, Hamburg, Rauhes Haus 1908, S. 324 ff.). Konsistorialrat Mahling-Frankfurt und Gewerkschaftssekretär Behrens-Essen hatten sich für Unterstützung der christlichen Gewerkschaften ins Zeug gelegt. Darauf sagte Lic. Weber-München-Gladbach, selbst Mitbegründer der ersten christlichen Gewerkschaft, er könne das Wort christlich bei den Gewerkschaften nicht so ernst und so aufrichtig beurteilen wie bei den evangelischen Arbeitervereinen. Christlich-national seien in erster Linie die evangelischen Arbeitervereine. Ja, sie böten ihren Mitgliedern dasselbe wie die Gewerkschaften auf sozialpolitischem Gebiete. Den Arbeitervereinen soll die Innere Mission als evangelische Vereinigung vor allem helfen.

Auf katholischer Seite gibt es seit 1900 besondere katholische Gewerkschaften in Form von Fachabteilungen im nordwestdeutschen Verbande katholischer Arbeitervereine und in der Diözese Trier des Bischofs Korum. Zwischen dieser sog. Berliner Richtung und den interkonfessionellen Gewerkschaften München-Gladbacher Richtung besteht ein unglaublich gehässiger Krieg. Auch auf den deutschen Arbeiterkongressen bricht die Fehde manchmal durch.

Ich muß auch kurz auf die Bezeichnung national eingehen. National ist Gegensatz zu international. Es heißt aber auch monarchisch. Man zieht die Monarchie der sozialdemokratischen Zukunftsrepublik vor. Doch will man nicht, daß der Kongreß in eine fruchtlose Sozialistentöterei ausläuft (Giesberts, Protokoll 1903, S. 75). Stegerwald spricht am Schluß seines Vortrages über die allgemeine sozialpolitische Lage auf dem 2. Kongreß über „Unsere Aufgaben" (Bericht 1907, S. 64): Diese sind nationale Kulturaufgaben: Die gleichberechtigte Eingliederung des Lohnarbeiterstandes in die bürgerliche Gesellschaft, die Arbeiter materiell, geistig und sittlich emporzuheben, sie zu lebensfrohen deutschen Staatsbürgern zu machen. Gegen Herrenmenschentum von oben, gegen Klassenkampf von unten, für sozialen Fortschritt!

National soll endlich heißen: Parteipolitisch neutral. Die internationale Sozialdemokratie ist also ausgeschlossen. Dieser schiefe und unhaltbare Begriff der parteipolitischen Neutralität zeigt sich schon an dem auffälligsten Punkte der christlich-nationalen Arbeiterbewegung, daß die ältesten nationalen Gewerkvereine, die Hirsch-Dunckerschen, ausgeschlossen sind. Hauptgrund für den, der tiefer sieht, ist die in katholischen Kreisen unermüdlich wiederholte Darstellung vom Sozialismus als dem genuinen Sohne des Liberalismus, die beide dem Katholiken gleich verabscheuungswürdig sind. Auf evangelischer Seite wird dem allerdings nur teilweise zugestimmt: „mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften, die alles zusammenmodellieren wollen, ist in der heutigen Zeit durchaus nichts zu machen . . . Wir haben auf der einen Seite das Antichristentum, und auf der anderen Seite müssen wir das positive Christentum dem gegenüberstellen, sonst werden wir unser Ziel . . . niemals erreichen" (Arbeitersekretär Rott-Karlsruhe auf 12. Hauptvers. der Fr. kirchl. soz. Konf. 1907. S. 95). Und der Arbeitersekretär Emil Hartwig hat eigens eine Broschüre geschrieben (Kann ein evangelisch-nationaler Arbeiter sich den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen anschließen? Hagen i. W. 1907), um vor dem Atheismus der Hirsch-Dunckerschen zu warnen!! Obwohl nun besonders der württembergische und der Saarverband der ev. Arbeitervereine, nachträglich auch der Leipziger Verein (15. November), auf Einladung der Hirsch-Dunckerschen gedrungen haben, kann man es deren Zentralrat nicht verdenken, wenn er die Einladung nicht annimmt. Er nennt die sogenannte christliche Richtung in der Arbeiterbewegung eine antisemitisch-konservativ-ultramontane (Bericht des 2. Kongr., S. 65). Trotzdem meine ich, daß es dem Freiherrn von Berlepsch (Gesellschaft für soziale Reform) gelingen wird, auch die etwa 120000 Gewerkvereinler heranzuholen. Der Druck der sozialpolitischen Scharfmacher ist zu groß. (Fortsetzung folgt.)

Im Mai 1908 begann in Lieferungen zu erscheinen:

Die Heilige Schrift des Alten Testaments

in Verbindung mit Professor Budde in Marburg, Professor Guthe in Leipzig, Lic. Hölscher in Halle, Professor Holzinger in Stuttgart, Professor Kamphausen in Bonn, Professor Kittel in Leipzig, Professor Löhr in Breslau, Professor Marti in Bern, Professor Rothstein und Professor Steuernagel in Halle übersetzt und herausgegeben von Professor D. **E. Kautzsch** in Halle.

Dritte, völlig neugearbeitete, mit Einleitungen und Erklärungen zu den einzelnen Büchern versehene Auflage.

Die Übersetzung ist jetzt mit gemeinverständlichen Anmerkungen unter dem Text verbunden. Die literar-kritische Orientierung steht nun an der Spitze der Bücher. Vor den einzelnen Abschnitten der Übersetzung kurze Einführungen über Inhalt, Aufbau, etwaige Komposition aus verschiedenen Quellen und Tendenz.

Die neue Auflage bietet den Theologen neben der Übersetzung auch das Material in knapper und handlicher Form zu bequemer Verwertung, den Laien verläßliche Auskunft über den heutigen Stand der wissenschaftlichen Erforschung der Bibel.

Die **Gebildeten aller Stände** finden in der neuen Auflage des Kautzsch die Erfüllung ihrer oft geäußerten Wünsche. Die Kautzsch'sche Übersetzung aller kanonischen Schriften erobert sich andauernd neue und weitere Kreise.

Alle 5 Wochen eine Lieferung von 4 Bogen. Abschluß etwa Frühjahr 1910. Ein Bogen in der Subskription 20 Pf. (Dieser Preis gilt zunächst nur für Subskribenten und auch nur bis zum Erscheinen der 10. Lieferung.) Die Vermehrung des bisherigen Umfangs (78¼ Bogen) infolge der Erläuterungen wird z. T. durch anderes Format ausgeglichen.

Zu beziehen durch die

Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Schöneberg-Berlin.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. — Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstraße 15. — Druck von Hoffmann & Reiber, Görlitz.